

Drei Tage in Jüdisch-Russland

von

Dr. Isaak Rülff

(1831-1902)

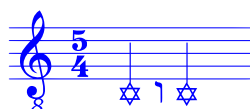
+

Noten für das Stück

Das Pferd

für

klassische Gitarre



© 2026 Musikverlag Ulrich Greve
Musikverlag Ulrich Greve, Keßlerstr. 14, D-90489 Nürnberg
Website: <https://ulrich-greve.eu>
UG 1287

**Stiftung
Wilhelm Carl v. Rothschild.**

Geschenk
der
Freifrau Mathilde v. Rothschild“
an die
Frankfurter Stadtbibliothek.
1901

Drei Tage in Jüdisch-Russland

Ein Kultur- und Sittenbild

entworfen

von

Dr. Isaak Rulf.

Frankfurt a./M.

1882

V o r w o r t.

Als nach den grausamen Verfolgungen in Südrussland, vorzugsweise nach den entsetzlichen gegen die Juden in Kiew verübten Gräueln, ein improvisierter Staatsanwalt den Juden selbst die Schuld, verbrämt mit allerlei ungerechten Beschuldigungen und Verdächtigungen, aufbürden wollte; als deutsche Zeitungen und obenan die „Nord. Allgem. Zeitung“ das Plädoyer des Staatsanwalts (ein judenfeindlicher Oberst), mit breiter Behaglichkeit und allerlei nichtsnutzigen Bemerkungen zum Abdruck brachte; als sich selbst unter den Juden, freilich schlecht informierte Stimmen erhoben, welche die russischen Glaubensgenossen von der Schuld an ihrem Unglück nicht ganz freisprechen wollten: da machte ich in einer Zeitungspolemik gegen solche Ungerechtigkeit und Unwissenheit gleichzeitig den Vorschlag, dass jenes große und preiswürdige Notabeln-Komitee, an dessen Spitze der Berliner Oberbürgermeister v. Fortenbeck steht, oder aber das Zentral-Komitee der Alliance Israélite Universelle in Paris eine Kommission nach Russland an die Stätten der Verfolgung and Zerstörung schicken sollte, um sich selbst und die

IV

Welt von der Grundlosigkeit aller dieser Beschuldigungen zu überzeugen. Da solches nun nicht geschah, einschloss ich mich selbst zu der Reise, um im Anschluss an die unmittelbaren Wahrnehmungen einen Teil der schon früher erlangten Erfahrung zur Information aller Welt niederzulegen

Den wohlgeneigten Leser auf den richtigen Standpunkt, welchen er dem Inhalte der Schrift gegenüber einzunehmen hat, zu stellen, mache ich auf den Umstand aufmerksam, dass wir es hier nicht — ähnlich der Judenschaft Deutschlands, Frankreichs oder Englands — zu tun haben mit einer kleinen, sporadischen Einzelmasse, die innerhalb der Hauptbevölkerung einen wenig erheblichen Prozentsatz bildet: nein, wie in den Ostseeprovinzen die Deutschen, so bilden in Westrussland, teilweise auch im Südwesten, die Juden den Grundstock der Bevölkerung.

Dort leben und wohnen sie nun, ein ganzes jüdisches Volk, aber nicht im gelobten Lande, sondern in einem Weltghetto, in ihren engen, überfüllten und überbevölkerten Städten und Flecken, und alle über sie in der Welt verbreitete Kenntnis ist größtenteils Unkenntnis und alle Achtung ist größtenteils Missachtung. Die Achtung richtet sich ja nach der Kenntnis; alle Kenntnis der russischen Juden aber schöpft die Welt aus der Betrachtung jener Musterreisenden, „Schnorrer“ genannt, die *Commis voyageurs* des russisch-jüdischen Bettels. Welcher Wert aber diesen Bettlern und gar den ambulanten Bettlern zukomme, wird im Verlaufe der Darstellung erkennbar werden.

Diese russisch-jüdische Bevölkerung verdient unsere Aufmerksamkeit umso mehr, als wir in ihnen das soziale und nationale Wesen eines der ältesten und edelsten Kulturvölker in konsequenter Entwicklung bis auf unsere Tage anschauen dürfen.

Wir Juden in den andern europäischen Staaten haben uns den uns umgebenden Völkerschaften vollkommen akkommodiert; wir sind doch in erster Linie Deutsche, Franzosen, Engländer etc.; der russische Jude ist in erster Linie Jude. Er hat sich der ihn umgebenden Völkerschaft nicht assimilieren und akkommodieren können, weil er in seinem Hauptwohnsitze den eigentlichen Kern der Bevölkerung bildet, vorzugsweise jedoch, weil die russische Bevölkerung noch zu tief in der Barbarei und in der Unsittlichkeit steckt. Die russische Bevölkerung, und vor Allem der sozusagen gebildete Teil derselben, hat die Fortschritte der Zivilisation nur in sehr beschränktem Maße, die Laster derselben jedoch und ihre raffinierte Genusssucht voll und ganz übernommen.

Das Zirkulär des Ministers des Innern, Grafen Ignatieff, an die Gouverneure ist vollkommen in seine Rechte, wenn es behauptet: „Seit über 20 Jahren ist die Regierung vergeblich bemüht gewesen, durch eine Reihe von Maßregeln eine Verschmelzung der Juden mit der übrigen Bevölkerung herbeizuführen.“ Wohl wahr! Allein ist es möglich, ist es denkbar, dass der streng sittliche Jude sich einem Volke assimilieren und akkommodieren kann und darf, so lange es bei seiner Unsittlichkeit, Indolenz, Unzuverlässigkeit und Unkultur verharrt? Ist es zu verwundern oder ihm gar zum Nachteil anzurechnen, wenn der intelligente und mäßige Jude den Russen überall, wohin er gelangt, sofort überflügelt und „exploitiert“, wie das Zirkulär sich auszudrücken beliebt? Exploitation, das ist gegenwärtig das aus dem diplomatischen Jargon herübergenommene Stichwort zu allen Verfolgungen, Vertreibungen und feindlichen Maßnahmen gegen die Juden.

Die russischen Juden behaupten: Deutschland hat uns das angetan; von Deutschland her ist das Unheil zu uns herein-

VI

gebrochen. Wohl möglich; möglich aber auch nicht! In Deutschland hat allerdings die schändliche und schändende Antisemitenbewegung ihren Anfang genommen und hat unzweifelhaft auf Russland insoweit gewirkt, als man sich daselbst nunmehr keinen Zwang der öffentlichen Meinung gegenüber mehr aufzulegen brauchte; — was Deutschland kann, nun das können wir ja auch, sagte man sich in Russland. Allein es ist hiermit in Deutschland doch ganz anders bestellt als in Russland. In Deutschland hat der größte Teil der Nation — die besten und edelsten, gelehrtesten und angesehensten Männer an der Spitze — gegen diese Agitation Einspruch erhoben. Deutsche Bildung und Zivilisation, deutsche Sitte und Sittlichkeit hat die antisemitische Bewegung bald genug zum Stillstand gebracht. . . .

Lieber Leser! Nimm die folgende Darstellung nur nicht als bloße Tendenzschrift hin. Wenn sie sich dem äußern Anscheine nach als solche auch darzugeben scheint — sie ist ganz gewiss mehr als das. Jeden Versuch derart, wenn er ein Volk aus Hinterindien oder Innerafrika betrifft, nehmen wir mit Dank entgegen; warum nicht auch ein Bild vom Leben und Wesen eines Volks, welches unendlich bedeutsamer, und obgleich mitten unter uns lebend von Vielen, selbst unter den eignen Volks- und Glaubensgenossen, weniger gekannt ist als jene Völkerschaften in Hinterindien und Mittelafrika. Das Volk, von welchem hier die Rede sein wird, stammt in gerader Linie und ist der unanfechtbare Universalerbe von jenem Urvolke, welchem die Welt den wahren Gott und den wahren G l a u b e n zu verdanken hat. Was dieses Volk von den Urvätern übernommen und überkommen, das hat es bei konsequenter und ununterbrochener Entwicklung in voller Integrität bis zum heutigen Tage sich bewahrt. Freilich entspricht die äußere

VII

Form nicht mehr der ursprünglichen Glanzgestalt. Unzählige Missstände und Gewalttaten haben derselben im Laufe der Zeit alle Schönheit abgestreift. Vermagst du darüber hinweg einen tieferen Blick in das Wesen dieser Volksseele zu tun, so wirst du mit dem Talmud ausrufen müssen: „Wohl ist die Tochter Israels schön! Nur Druck und Elend hat sie verhässlicht.“

Memel, am Chanukkafest (Dezember) $\frac{5642}{1881}$

Dr. Rulf.

Freitag.

I.

Ein Jahrzehnt lang hegte ich den eifrigsten Wunsch, mich einmal recht genau und eingehend unter den russischen Glaubensgenossen umzuschauen. Wenn man seines Amtes warten, für seine Familie sorgen, dabei auch noch seinen gar vielfachen und umfangreichen Unterstützungs- und Bildungszwecken und Instituten leben will, so entschließt man sich nur sehr schwer zu einer länger dauernden und kostspieligen Reise. Als nun aber die schweren Heimsuchungen über die russischen Juden hereinbrachen, Unglück auf Unglück sie traf, Brandschaden auf Brandschaden ihre Städte einäscherte, da entschloss ich mich endlich, die Reise zu unternehmen, lir'os besivlosom ubeschiflosom, ihre Lasten und Leiden zu sehen, zu sehen auch ihr Wohnen und Wandeln, Wirken und Wesen, um solches der Welt zu schildern, Teilnahme und Mitgefühl für ihr Geschick zu erwecken.

Am Sonntag, den 27. Thamus (24. Juli) frühmorgens bei einem Spaziergange, traf ich mit einem hier wohnhaften, aus Wilna gebürtigen Kaufmanne zusammen und wir verabredeten, an dem darauffolgenden Donnerstag gemeinsam die Reise zu unternehmen, er um seine Eltern, ich um meine Brüder zu besuchen. Nachdem recht gründlich von allen Behörden unsere Ungefährlichkeit attestiert und der Pass geordnet war, trafen wir richtig am Donnerstag, den 2. Av. (27. Juli) am hiesigen (Memeler) Bahnhofe zusammen, um gemeinschaftlich die Reise anzutreten. Also gerade mit Anfang der 9 Trauer-

tage, wenn die Kollegen ihren Rabbinatssitz verlassen haben und in den Bädern und Sommerfrischen Echa und Kinos (die Jeremianischen und neuhebräischen Klagelieder) singen und sagen: „Wehe, was ist aus uns geworden“, beweinen „den Brand den Gott entzündet“ und zum Zeichen der Trauer kein Fleisch essen und keinen Wein trinken —, trat ich, 1000 Rubel für die Brandbeschädigten der Stadt Minsk in der Tasche, meine Reise an. Die Abreise erfolgte vormittags 10 Uhr, nachmittags gegen 5 Uhr waren wir an der Grenze in Wirballen angelangt, woselbst wir beinahe zwei Stunden verweilen mussten, bis unsere und alle Pässe und Effekten der Mitreisenden untersucht waren. Wir wurden von den russischen Grenzbeamten mit ganz besonderer Rücksicht behandelt, das heißt man würdigte uns und unserer Effekten kaum eines Blickes. Wir erhielten unsere Pässe mit dem Kontrollstempel versehen zurück und waren abgefertigt. Nicht so gut erging es einem angesehenen russischen Kaufmanne, der sich unterwegs als langjähriger Bekannter uns angeschlossen hatte und mit Unhöflichkeit, ja Rohheit von einem halbtrunkenen Beamten behandelt wurde, weil er unter seinen Effekten nicht etwa Sprenggeschosse, Dynamitpatronen oder gar nihilistische Proklamationen verborgen gehalten, sondern — *horribile dictu* — einen kleinen Sonnenschirm zum Geschenke für sein Töchterchen mitgenommen hatte. Auf die Frage des Kaufmanns, was man denn eigentlich von ihm wolle; wenn der Schirm versteuert werden müsse, so könne er ja die Steuer bezahlen, antwortete der Beamte: „Was kümmert mich deine Steuer, dein Name gefällt mir nicht.“ Die Vorfahren des Kaufmanns, als sie sich den schönen Namen „Rosenthal“ beilegen zu dürfen sicher ein gut Stück Geld sich's hatten kosten lassen, waren unfraglich ganz anderer Meinung gewesen. Über den Geschmack lässt sich nicht streiten, am wenigsten mit einem halbbetrunkenen Russen — genug, dem Russen gefiel der Name nicht.

Nachts gegen elf Uhr war ich in Wilna und in einem der größten Hotels einlogiert. Ich befand mich in der Metropole Westrusslands, in Klein- oder Neu-Jeruschalajim — so pflegt

man dort die Stadt oft zu nennen — im „Europäischen Hof“ an der Ecke der „Deutschen Straße“, in dem fast nur von Juden bewohnten Stadtteile, am Ziele meiner langgehegten Wünsche. Wilna besitzt einschließlich seiner Vorstädte über 120000 Einwohner, wovon die Mehrzahl, der Kern der Bevölkerung, Juden sind. Mein Zimmer war im zweiten Stock nach der Hofseite zu gelegen und recht komfortable eingerichtet. Ich würde sicher auch trotz des Hundegebells, Hühnergegackers, Entengeschnatters, Pferdegetrappels und Wagengerassels, welches die ganze Nacht nicht stillschweigen wollte, dennoch gut geschlafen haben, wenn nur die innere Unruhe mich hätte schlafen lassen; allein ich konnte die Zeit kaum erwarten, die Ungeduld kaum bezwingen nach der Besichtigung alles dessen, was ich in Augenschein zu nehmen als meinen Reisezweck betrachtete. Heute nachdem ich Wilna gesehen, soweit es in so kurzer Zeit zugänglich zu machen war, sage ich: Mögen Andere nach Rom und Griechenland ihre Schritte lenken, mögen sie sich die arktischen Regionen oder das sonndurchglühte Afrika zum Reiseziel wählen, London oder Peking durchstreifen — ich beneide sie nicht darum; was ich gesehen, gehört, erfahren, war für mich von bedeutend höherem Interesse, und ich hoffe auch dem Leser einiges Interesse hierfür durch meine Darstellung der Sache einflößen zu können.

II

Ich schlief die Nacht wenig, war um 5 Uhr morgens schon auf den Beinen und um 6 Uhr, den Talisbeutel (Gebetmantel und Gebetriemen enthaltend) unter dem Arm, schon vor der Türe. — Der Synagoge, woselbst das jüdische Leben und Treiben längst seinen Anfang genommen, sollte mein erster Besuch gelten. — Kaum vor die Türe des Gasthauses hingetreten, bemerkte ich eine Anzahl gleich mir bewaffneter Glaubensgenossen, welche von verschiedenen Richtungen kommend, sämtlich unter einem kaum 20 Schritte entfernt gelegenen Torweg verschwanden; denen folgte ich und befand mich auf

dem Wilnaer „Schulhof“ (Synagogen-Hof.) Was denkst du dir, lieber Leser, unter diesem Schulhof? Sicher alles Mögliche, nur nicht das Rechte. Dieser Schulhof ist ein ganzer Stadtteil, durchschnitten von verschiedenen unregelmäßigen, die kreuz und quer laufenden, schlechtgepflasterten, enger und nicht eben sehr reinlicher Straßen mit einem ganz unbeschreiblichen Häusergewirr meist uralten massiver, wie alle nordischen Gebäude aus Backstein errichteter Häuser. Da schreitet man links durch einen inneren Torweg und vor sich hat man einen kleineren Vorhof mit einem neuen, unregelmäßigen Häusergewirr. Man wendet sich um und durchwandert eine lange, finstere, kaum zehn Fuß breite Straße mit vielfachen Krümmungen, welche zu einem ganz anderen Ausgang führt und in einer ganz andern engen Straße mündet. Rechts und links stehen die altersgrauen, hohen Gebäude in ihren abenteuerlichen Formen, alle sicher über ein Jahrhundert alt. Älter freilich schätze ich sie nicht; und sind manche auch älter, viel älter, so hat man doch schon so viel daran herumgebaut, gewirtschaftet, restauriert, bis von der alten Form nichts mehr übrig war.

In allen diesen Häusern befinden sich allerdings auch viele Wohnungen, Wohnungen bis tief unter der Erde, ohne Luft und Licht. Zumeist jedoch umschließen diese langgestreckten, aller Architektur spottenden Häuser die verschiedenen Schulen, Klausen, Bet- und Lehrhäuser. Mehr als 30 Gotteshäuser befinden sich auf diesem Hofe. Wilna besitzt etliche und achtzig verschiedene Gotteshäuser und ebenso viele Minjamen, Privatlokale, woselbst man sich Tag für Tag zu den bestimmten Zeiten zum Gottesdienst versammelt. Alle diese Gotteshäuser teils zu ebener Erde, teils eine oder mehrere Stiegen hoch gelegen, oft zwei bis drei in einem und demselben Hause befindlich, sind kleinere oder größere Räume mit einer Bema zum Vorlesen der Thora in der Mitte, teils ganz schmucklos, teils mit allen möglichen Zierraten ausgestattet und dienen meist nicht allein zum Beten, sondern auch zum „Lernen“ (Studium der Religionsurkunden). Die Namen „Schul“, „Beth-Hamidrasch“, „Klaus“ unterscheiden sich in ihrem Gebrauche nicht wesentlich.

Die Schul soll nur zum Gottesdienst dienen, das schließt jedoch nicht aus, dass darin auch recht fleißig gelernt wird. Das Beth-Hamidrasch ist vorzugsweise Lehrhaus; allein auch die regelmäßigen Gottesdienste an Wochentagen, Sabbathen und Feiertagen finden dort statt. An vielen Stellen, wo die Schul zum Lernen nicht geeignet ist, befindet sich neben der Schul gleich ihr Beth-Hamidrasch zum Studium der Religionsschriften. Die Klausen sind entweder alte Stiftungen mit oder ohne Fonds zu ihrer Unterhaltung, oder sie sind das Eigentum gewisser Chewros (Vereine), welche dort ihr Lehr- und Bethaus aufgeschlagen haben. — Die Chewro-Klausen sind eine Eigentümlichkeit nicht bloß für Wilna, sondern für ganz Russland. Handwerkervereine nach Art und Weise der Handwerkervereine in den deutschen Städten, das will sagen: Vergnügungs- und Bildungsvereine gibts in den russisch-jüdischen Städten nicht. Zu Vergnügungen hat der russisch-jüdische Handwerker keine Zeit, hat dafür auch keinen Sinn. Bälle, dramatisch-musikalische Soireen, gemeinsame Spaziergänge, Sommervergnüfungsfeste und im Winter die Frauenabende schicken sich nicht für ihn. Auch für öffentliche populärwissenschaftliche Vorträge mit den obligaten Debatten und Fragekasten hat er kein Verständnis. Aber der jüdische Handwerker Russlands ist sehr religiös, ist sicher auch im biblisch-talmudischen Wissen kein Laie. Um seine Frömmigkeit zu betätigen, um die „Girsa dejankutha“ (das Thorastudium der Jugendzeit) zu pflegen und wach zu erhalten, gründet er eine Chewra (Verein), errichtet ein Bethaus (Klaus), wo er zum Gottesdienste und Gesetzesstudium sich einfindet. Wilna besitzt mehr als zwanzig solcher Chewros-poalim (Handwerkervereine) mit ihren Beth- und Lehrhäusern. Manche Gewerke, wie die Fleischer, die Kürschner, die Schneider, die Schuhmacher haben sogar zwei bis drei solcher Klausen, selbst die Schornsteinfeger haben in Wilna ihre eigene Klaus. Die Fleischer unterhalten mit ihrer Klaus eine Jeschiwa (hohe Schule der talmudischen Wissenschaft) mit über 80 Bochorim (Talmudjünger.)

Man sieht's bereits an diesen kurzen Notizen — in Wilna

wird sehr viel gedawwent (gebetet) und „gelernt“ (religiöses Studium getrieben). Wie wird gedawwent? Wie wird gelernt? Ich kam gegen sechs Uhr morgens in den Schulhof und fragte den ersten besten: „Wo ist die große Schul?“ Man zeigt tief im Hintergrund auf eine offenstehende Pforte. Ich steige eine Stufe hinab und befinde mich in der nur wenige Schritte breiten Vorhalle; ich steige noch einige Stufen hinab und befinde mich in der 3—400 Jahre alten „großen Schul“. Das ist eine Eigentümlichkeit aller dieser alten Kommunal-Gotteshäuser, dass man, um in ihre Räume zu gelangen, hinabsteigen muss. Man hat hiermit dem Ausspruch der heiligen Schrift nachzuleben geglaubt: „Aus der Tiefe ruf ich dich an.“ Es befand sich noch Niemand im Gotteshause, ich konnte mir das Innere — sein Äußeres, wenigstens in der Frontseite, hat durchaus nichts Bemerkenswertes — recht ungestört beschauen. Das Innere bildet ein großes Viereck mit einem mächtigen halbgotischen Kuppelgewölbe darüber, welches von vier Riesenpfeilern getragen wird. Auch die hohen Fenster und die eisenbeschlagene Eingangstüre sind in demselben Stile gehalten. Die Wände ringsum mit ihren altertümlichen Verzierungen und Inschriften, der in die Mauer eingesenkte, vielfach verzierte Oron-hakodesch (heilige Lade zur Aufbewahrung der Thorarollen), die uralten Metallkronen, von welchen einige allerdings sehr kunstvoll gearbeitet sind, bieten sonst durchaus nichts Merkwürdiges. Eine hohe Merkwürdigkeit aber hat die Synagoge, die wohl bei wenigen Synagogen der Welt vorkommen dürfte, das ist ihr Schulchan (Bema, Almemor, der Ort zum Vorlesen aus der Thora). Dieser Schulchan ist in Form einer kleinen Kapelle höchst stil- und kunstvoll gehalten, mit seinen Kuppeln und Spitzen bis zur Decke hinaufragend. Es scheint fast, als ob der Baumeister uns an diesem Bauwerk das Modell davon hat geben wollen, wie er die Synagoge hätte in ihrer äußern Form aufbauen mögen, wenn er nur gedurft hätte. Die ganze Ausstattung dieser Synagoge ist kernig, massiv, uralt und vom Zahn der Zeit stark benagt. In ihrem Äußern unterscheidet sich die Synagoge durchaus nicht von den übrigen Gebäuden

des Schulhofs und ihr innerer Raum ist durchaus nicht umfangreicher, als das Innere unserer deutschen mittelgroßen Provinzialsynagogen — nur an ihrer rechten Seite, woselbst sie über die kleineren, danebenstehenden Gebäude hoch hinausragt, läuft ein Holzaltan hin, mit allerlei buntem Schmucke. Dasselbst sind auch noch außerdem allerlei Giebelverzierungen, bestehend aus patriotischen Emblemen und Symbolen, angebracht und alle zu einer Illumination gehörigen Vorrichtungen bemerkbar. Der Zweck ist sofort erkennbar. Die ganze Einrichtung dient nur zur Feier von patriotischen Festen, Kaiserbesuchen und dgl. — Es wird erzählt, dass diese Synagoge ehemals ein Karaitisches Bethaus gewesen sei. Als die Karaiten jedoch, aus Wilna verdrängt oder vertrieben, die Stadt verließen und sich drei Meilen entfernt in Troki festsetzten, wo sie heute noch einen ihrer Hauptsitze haben, verkauften sie dieses ihr Bethaus an die talmudisch-jüdische Gemeinde.

In der großen Synagoge hatte man sich noch immer nicht zum Morgengebete versammelt. Aber schon bei meinem Eintritt fand ich eine kleine betende Gemeinde in der Vorhalle mitten im Morgengebete begriffen, dieses war eben beendigt und ein zweites Minjan rüstete sich zum Gebete, an welches ich mich anschloss. Wir waren bereits die vierte Versammlung, welche an dieser Stelle ihr Morgengebet verrichtete. So geht das in allen kleineren Schulen. Versammlung reiht sich an Versammlung und ein Jeder, der zum Beten kommt, läuft auf dem Schulhofe von einer Klaus zur andern, bis er die Versammlung findet, mit welcher er sein Gebet beginnen und beschließen kann — und er findet ganz gewiss irgendeine Gebetsversammlung, welcher er sich anzuschließen vermag. Das Hauptverdienst besteht ja eben darin, mit einem Minjan, einer nicht unter zehn erwachsenen Personen bestehenden Gemeinschaft, sein Gebet zu verrichten. Die Frömmsten der Frommen harren Sommer wie Winter des Zeitpunkts, um sofort mit Anbruch des Tages — im hohen Sommer also schon um zwei, halb drei Uhr früh — ihr Gebet zu beginnen und so geht das fort bis zum Ablauf des gesetzlich bestimmten Gebetstermins. Dieser Termin ist für

einen jeden Morgen normiert; alsdann versammelt sich in den verschiedenen Synagogen und Betlokalen das ständige Minjan, bestehend aus freiwilligen und besoldeten Personen, welche gerade an diesem Orte sich einzufinden pflegen. So vollzieht sich das Morgen um Morgen, Sabbath um Sabbath und wiederholt sich auch zur Gebetszeit des Mincha (Nachmittags-) und Ma'ariv (Abendgebet.) Noch um Mitternacht trifft man hie und da eine kleine Gebetsversammlung verspäteter Arbeiter und dergl., welche ihre Arbeitsgeräte in irgendeinen Winkel niederstellen und ihr gemeinschaftliches Abendgebet verrichten.

III.

Nach oder vor dem Gebet setzt man sich zum Schiur (ein nach einem längeren oder kürzeren Zeitabschnitt bemessenen Thorastudium) nieder. Freilich nur derjenige, welcher will und kann, deren Zahl jedoch unendlich groß ist. In Wilna hat der Ausspruch: „Talmud thora keneged kulam“ „Das Thorastudium übertrifft (an Verdienstlichkeit) alles andere“ noch Geltung und Bedeutung. „Gelernt“ wird in jeder Art und Gestalt, sowohl was die studierende Person, als was der Gegenstand des Thorastudiums betrifft. Zunächst studiert ein jeder für sich zu Haus oder in der Klaus, gerade das, was seinen Fähigkeiten und Neigungen entspricht. — Oder zweitens, er nimmt an dem Schiur teil, welcher zu bestimmten, gelegenen Tageszeiten von irgendeinem gelehrten und befähigten Maggid (Vortragenden) veranstaltet wird. Die Vortragsgegenstände sind sehr verschieden, so verschieden als die Gegenstände des Thorastudiums. — Drittens, kann er sich auch irgendeiner Chewra (Verein) anschließen, welcher ein oder mehrere Male des Tages, ein oder mehrere Male in der Woche zusammentritt, um sich mit dem Studium irgendeines Bestandtheiles der Religionsurkunden zu befassen. Ein solcher Verein wählt sich seinen Maggid und honoriert ihn dafür. — Oder aber viertens, er ist ein Ba'al-Thora von Beruf als Rav oder Talmid (Meister oder Schüler), als Maggid oder Schomea (Vortragender oder

Hörender) oder als einfacher Lamdon oder Perusch (Lernender, Gelehrter) und ständiger Insasse irgendeiner Klaus, irgendeines Beth-Hamidrasch. Eine jede Klaus, ein jedes Beth-Hamidrasch besitzt eine größere oder geringere Anzahl solch ständiger Lomdim als Peruschim (Insassen).

Nun vergegenwärtige dir mein lieber Leser, wie alle diese Arten und Weisen des Lernens neben, nach und in einander zur Betätigung gelangen. Wie da das Thorastudium betrieben wird im einzeln und in Gemeinschaft, in Gemeinschaft, welche als Verein ihren Zusammenhalt in sich selbst oder in der Person eines Rav oder Maggid hat; wie da zu jeder Stunde des Tages und der Nacht Lernbeflissene in großer Zahl bei ihren Studien zutreffen sind und du kannst dir einen ungefähren Begriff davon machen, wie eifrig das Thorastudium in Wilna betrieben wird. Es gibt absolut keinen Zweig der biblischen, talmudischen und rabbinischen Literatur, welches nicht von Einzelnen oder Gemeinschaften betrieben würde, keine religiöse Disziplin, welche nicht ihren Meister fände, um dieselbe öffentlich zu dozieren und zu interpretieren. Am meisten wird natürlich gelernt in den Jeschiwas und deren gibt es in Wilna eine große Anzahl. Die Jeschiwa der Fleischer hat bereits Erwähnung gefunden. Die größte derselben ist jedoch die Jeschiwa in Rabbi Meiles Klaus. Dort befinden sich an 200 bis 300 Talmudjünger, welche, in verschiedenen Kithos (Coetus) abgeteilt, in allen talmudischen und rabbinischen Disziplinen Unterricht empfangen, oder aber diese Gegenstände selbstständig üben und treiben.

Der Wilnaer Schulhof ist einer der belebtesten Orte der Welt. Nicht nur haben daselbst hunderte von Familien ihre Wohnung und ihren Verkehr, auch das Leben und die Betätigung von Thora und Aboda (Studium und Gottesdienst) der ganzen Stadt hat daselbst ihre Zentralstelle. Dem erfahrenen und denkenden Leser hat gewiss schon lange eine Frage im Sinne gelegen, jene Frage, welche die großen, volksbelebten Städte so sehr beschäftigt, die Frage der Reinlichkeit und Säuberung, zumal die russisch-jüdische Bevölkerung der untern und Mittelklassen

zu der reinlichsten eben nicht gehört. Nun, von Eleganz ist dort keine Spur, ja selbst die Reinlichkeit lässt manches zu wünschen übrig; allein eine abschreckende Unsauberkeit habe ich nicht gefunden, selbst nicht in den engen, kaum einige Fuß breiten Sträßchen, welche eigentlich weiter nichts sind, als ein einziger breiter Rinnstein. Schöne Anlagen mit hübschen Blumenbeeten, schattigen Gängen, erfrischenden Kaskaden sind zwar nicht vorhanden, dazu fehlt es zu sehr an Raum und noch mehr an Sinn und Geschmack. Allein der Schulhof hat eine vortreffliche Wasserleitung, ein ausreichendes Aufsichtspersonal, welches auf Reinlichkeit zu sehen und Reinlichkeit zu erhalten hat und besitzt vielleicht das größte Appartement der Welt. Dasselbe besteht aus einem großen Hause, welches in zwei Etagen etwa 100 verschiedene Einzelappartements enthält. Hier leistet die Wasserleitung die vortrefflichsten Dienste. Wir haben dieser Einrichtungen notwendig Erwähnung tun müssen, weil dieselben eine der Hauptexistenzbedingungen der Schulhofs-Institute ausmachen.

IV.

„Auf drei Dingen beruht die Welt: (die sittlich-religiöse Weltordnung) auf Thora, Awoda und Gemillus-Chasadim“ (Thorastudium, Gottesdienst und tätige Menschenfreundlichkeit), so lehrt die jüdische Religion. Wie man sieht, werden die beiden ersten Grundbestandteile in Wilna eifrig genug im Stande gehalten, gehegt und gepflegt. Wie steht es nun aber mit der dritten Grundsäule, der tätigen Menschenfreundlichkeit? Darnach wollen wir uns nunmehr etwas genauer anschauen.

Bis ich in meinen Gasthof zurückgekommen, mein Frühstück eingenommen und mich in ein anderes Logis von No. 25 auf No. 29 hatte umquartieren lassen — denn ich wollte mir von Hühnern und Enten, Hunden und Pferden doch nicht auch die zweite Nachtruhe rauben lassen — war es 10 Uhr geworden. Mein erster Besuch galt meinem Kollegen, dem Kasënnoier (Krons-) Rabbiner, Dr. A. Gordon. Unter seiner Führung

wollte ich die öffentlichen Wohltätigkeitsanstalten der Stadt besuchen. Meine Ankunft war demselben bereits avisiert, und ich wurde von ihm und seiner liebenswürdigen Frau auf das herzlichste empfangen. Lange durften wir uns nicht säumen, der Freitag bietet nicht viel Zeit zum Umschauen. Der Eintritt des Sabbaths musste die aufmerksame Betrachtung einer ganz andern Richtung zu lenken. Das Anerbieten, per Droschke die entlegenen Anstalten zu besuchen, lehnte ich ab. Die Straßen durchwandernd, konnte ich weit besser das öffentliche Leben und Treiben beobachten, und man darf es mir auf's Wort glauben, alle meine Seh- und Beobachtungskraft war angestrengt, um nur keines der charakteristischen Momente zu verlieren, welches zur Konzeption des Gesamtbildes dienen konnte.

Wir traten heraus auf die volksbelebten Straßen — nichts als Juden begegnen uns. Wir kamen an dem Wochenmarkt vorüber, wo auf weitem und breitem Raume Kopf an Kopf sich drängte — Käuferinnen und Verkäuferinnen — nichts als Jüdinnen; denn auch für die Haushaltungen der christlichen Herrschaften bis herauf zum General-Gouverneur besorgen Jüdinnen die Einkäufe. Wir sahen uns um in den Werkstätten der Handwerker, welche bei offenen Fenstern in den tiefen Erdgeschossen wie mitten auf der Straße arbeiteten — Meister, Gesellen und Lehrburschen, nichts als Juden. Unzählige Wagen durchkreuzten unsern Weg, Droschken, Arbeits- und Staatswagen — die Kutscher und Fuhrleute waren zum wenigsten meistens Juden. Wir kamen an zahlreichen Baustellen vorüber — alle daselbst beschäftigten Handwerker und Arbeiter waren absolut nur Juden. Auf einem weit ausgedehnten Arbeitsplatze für Bauhandwerker, auf welchem das regste Arbeitsleben sich kundgab, habe ich — das kann ich versichern — nur Juden bemerkt. Doch hiervon soll erst später die Rede sein. So die Straßen fortschlendernd, kamen wir zu den Hekdesch, dem Stolz der Wilnaer Juden, dem Haupte der Gemilus-Chesed (tatsächlichen Menschenfreundlichkeit). Hekdesch heißt wörtlich: geheiligter Ort, bedeutet aber überall bei den Juden nur das Spital, der Ort, wo Kranke und Sieche

ein Unterkommen, möglichenfalls Heilung suchen und finden. Wir fanden daselbst noch keinen der Ärzte oder Inspektoren, der uns zum Führer hatte dienen können und begaben uns zunächst zu der in der Nähe gelegenen Talmud-Thora. Die wörtliche Übersetzung „Thorastudium“ ist auch nicht die rechte Bezeichnung. Das Institut ist eine Vereinigung von Waisenhaus, Rettungsanstalt und Armenschule für Knaben.

Ein edler Mann mit Namen Gerstein hat sich um die Begründung und Wohleinrichtung dieser Anstalt hohes Verdienst erworben. Gerstein ist ein Zögling des ehemaligen Rabbiner-Seminars zu Wilna und zwar einer von den zwei ersten, welche dasselbe absolviert haben. Das Institut, welches nicht etwa bloß in einem Hause, sondern wie alle die Wilnaer Institute in einem ganzen Häuserkomplex mit großem Hofe untergebracht ist, beherbergt und verpflegt vollständig einige und sechzig Knaben; einige und vierzig andere Knaben wohnen auswärts bei den Ihrigen, erhalten aber von der Anstalt Kleidung und Nahrung, über 200 Knaben nehmen bloß am Unterrichte teil. Wir nahmen die geräumigen Schulzimmer mit ihren Lehrmitteln in Augenschein, kamen dann in das hübsche Betlokal der Anstalt, betrachteten die vortrefflichen und reinlichen Schlafstellen je 30 in einem Zimmer, sahen die Küche, die Waschanstalt und alle die Einrichtungen, welche sonst noch zu einem solchen Institute gehören und fanden eine Wohleinrichtung, wie man sie nirgends besser findet. Die Anstalt hat Kapital gesammelt und steht eben im Begriff, noch ein großes Haus auf derselben Stelle zu errichten und ihre Wirksamkeit um das Doppelte zu vergrößern. Errichtet ist die Anstalt vermittelt gesammelter Spenden, unterhalten wird dieselbe teils auf eben dieselbe Art, teils und vorzugsweise durch die Beisteuer aus der Koropka. Was diese Koropka ist und bedeutet, werden wir erst später erfahren.

Dergleichen Anstalten, wird man sagen, gibt es bei uns in Deutschland viele. Eine jede größere Stadt hat wohl eine derartige aufzuweisen. Wir geben das gerne zu, bezweifeln jedoch, ob dieselbe durch die Privatwohlthätigkeit mit solcher

Munifizienz ausgestattet, im Stande gehalten und mit solcher Liebe und Hingebung gepflegt wird, wie diese. Dann habe ich aber bei dieser Anstalt in Bezug auf die Pfleglinge eine Bemerkung gemacht, welche ihr den Vorzug gibt, vor allen den ähnlichen Anstalten, die ich in Deutschland zu besuchen Gelegenheit hatte. Die Kinder sind in dieser Wilnaer Anstalt durchweg besser geartet, reicher befähigt. Ein Beispiel, vielleicht kein sauberes, für den in solchen Dingen Erfahrenen aber ein entscheidendes. Die meisten solcher Anstalten kranken an einem Erbübel, das durch keine Disziplin und durch kein Arkanum bis jetzt hat beseitigt werden können. Ein großer, wenn nicht der größte Teil der Zöglinge sind nächtliche Bettnässer. Auf meine Nachfrage wurde ich beschieden, dass diese Untugend allerdings bei einigen unmittelbar nach ihrer Aufnahme vorgekommen, nach kurzer Zeit aber schon beseitigt gewesen, im Allgemeinen sonst in der Anstalt unbekannt sei. Weit vorteilhafter noch musste der Vergleich mit anderen Anstalten in Bezug auf geistige Befähigung ausfallen. Beim Besuch solcher Anzahl erschrickt man fast über den starren Blick und das stupide Aussehen der Zöglinge, die notorisch meist kaum zu lesen und zu schreiben verstehen, Viele sogar auch dieses niemals erlernen. Das ist bei diesen Wilnaer Kindern anders. In jedem Einzelnen steckt ein Gelehrter, und er würde es sicher auch werden, wenn ihm nur die Mittel hierzu geboten wären, die Wege offenständen.

Von hieraus gingen wir zum Hekdesch (Krankenhaus) zurück, fanden den Inspektor und besuchten unter seiner Führung sämtliche Krankenzimmer und sämtliche hierzu gehörigen Wirtschaftsräume und Verpflegungsanstalten in dem umfangreichen Häuserviereck. Die Anstalt ist eine Art Poliklinik. In hohen, luftigen, gut ventilierten Sälen, zu welchen man ohne Korridor, entweder von einem Saale zu dem andern, oder von der Hofseite vermittelt eines bedeckten Ganges gelangt, befinden sich die Kranken nach Alter und Geschlecht, sowie nach den Arten der Krankheiten geschieden. Es gibt keine der Hauptkrankheitsformen, welche nicht ihren, leider auch gefüllten Saal hatte. Auch für Wahnsinnige sind verschiedene Säle eingerichtet,

besonders sind die für typhöse und kontagiöse Krankheiten bestimmten Säle streng separiert und isoliert. Das Haus beherbergt stets mehrere hundert Kranke, welche daselbst vollkommen freie Verpflegung und Behandlung finden. Alle zum Hause gehörigen Reinigungs- und Verpflegungsanstalten, Vorratskammern, medizinischen und sanitärischen Vorrichtungen sind im besten Zustande. Auch ein kleiner Garten — in Wilna eine Seltenheit — befindet sich auf dem Hofe. Vier Ärzte sind an der Anstalt tätig, davon einer der Oberarzt. Auch besitzt die Anstalt eine der größten und bestausgestatteten Apotheken Wilnas, welche jährlich an 70,000 Freirezepte, auch für arme Stadteingesessene, anfertigt und verabfolgt. Merkwürdiger Weise — während sämtliche Ärzte, sowie das Aufsichts- und Bedienungspersonal Juden sind —, ist der erste Apotheker ein Christ. Die russischen Behörden, welchen eine Art Aufsichtsrecht über dieses Haus zusteht, haben diesen hierhergesetzt. Eine umso merkwürdigere Erscheinung, weil die sonstigen Apotheken und Apothekenbesitzer in den Grenzgouvernements, teilweise auch im Innern Russlands und Polens, vorzugsweise Juden sind. Ich habe auf meiner Reise eine ganze Anzahl solcher Apotheken besucht, weil die Besitzer, meist gut deutsch gebildete Männer, über eine jede Nachfrage am besten Bescheid zu geben wissen. Überall hatte ich die vollendete Eleganz zu bewundern, womit diese Apotheken ausgestattet sind. Nach Versicherung der Besitzer und ihrer Gehilfen sind sie auch besser eingerichtet und reicher assortiert als die deutschen Apotheken. Als Beweis für diese Behauptung habe ich freilich nur die Versicherung der Besitzer beizubringen. Vielleicht ist das auch nur eine optische Täuschung. Die Rückwände der Repositorien bestanden zumeist aus Spiegelglas, welches ein jedes Gefäß doppelt hervortreten ließ, Vielleicht ist auch wahr, was kann ich wissen. Eins ist sicher, wahr und richtig. Der jüdische Arzt und Apotheker hat unter der Intoleranz der Rechtlosigkeit, womit der Jude in Russland überhaupt behandelt wird, weniger zu leiden, denn er ist unendlich tüchtiger und gewissenhafter als der Russe, und wenn es sich um Leben und

Gesundheit handelt, da werden und wurden die Menschen immer und überall tolerant, auch gegen die Juden. — Die Antwort auf die Frage, woher bezieht das Krankenhaus die Mittel zu seiner Unterhaltung, lautete wieder: lediglich von der Koropka — Da wir vormittags noch eine Anstalt in Augenschein nehmen, auch noch einige Visiten bei angesehenen Männern machen wollten, nahmen wir eine Droschke und fuhren zunächst nach der Bogodjelnia.

Diese Bogodjelnia, Spital, Altersversorgungsanstalt, hat mein Interesse im höchsten Grade in Anspruch genommen; denn eine solche Anstalt echt jüdischen Charakters und echt jüdischer Gemillus-Chesed ist mir in meinem Leben selten begegnet. Diese Anstalt ist vorzugsweise das Werk weniger frommbegeisterter Männer. Nicht etwa eines reichen Mannes, der in einer Anwendung von Großmut einmal 100,000 Thaler hinwirft, um irgendeine wohltätige Anstalt zu „gründen“ und dabei Gott weiß, welche Bedingungen stellt, um seinen Launen zu genügen, um seinen Namen zu verewigen. Was hat der Mann, welcher von seinen Millionen so einen kleinen Teil zu einer wohltätigen Anstalt abstößt, getan? Tausendmal weniger als der geringe Mann, der von seiner Notdurft einen Groschen abzwackt, um den notleidenden Bruder zu unterstützen.

Die Männer, welche sich um die Begründung dieser Wilnaer Altersversorgungsanstalt so hoch verdient gemacht, sind größtenteils nicht mehr am Leben; allein das Werk wird im Sinne und Geiste der Begründer weitergeführt, von Jahr zu Jahr vergrößert, verbessert und nach allen Anforderungen der Zeit und Verhältnisse um- und ausgestaltet. Namen wollen wir nicht nennen; nur so viel sei bemerkt: im gegenwärtigen Augenblicke steht an der Spitze der Verwaltung ein Mann, ein schon betagter, hochehrenwerter, frommgelehrter Mann, welcher der Anstalt alle seine Kraft und Tätigkeit widmet und mit liebevoller Sorge, höchster Um- und Einsicht die Geschäfte leitet. In allen den genannten Anstalten habe ich die hohen, luftigen, gut ventilirten Säle bewundern müssen, hier aber ganz besonders, zumal die meisten Säle ein ganz neues, frisches Ansehen haben. Die Sauberkeit in dem Hause ist musterhaft.

Die Wände sind hell und freundlich, die Fußböden glänzend rötlich lackiert, die Fenster hoch und lichtig. Kleidung, Bett- und Leinenzeug von untadelhafter Frische und Reinlichkeit. Die Anstalt umfasst wiederum einen Hof mit einem ganzen Komplex von Häusern, zu welchen je nach Bedürfnis immer neue hinzugebaut werden. Männer und Frauen bewohnen nicht verschiedene Säle, sondern verschiedene Häuser. Hier leben und verträumen einige hundert alte und schwache Personen, Ruinen einstiger Menschenkraft und Herrlichkeit, traurige Überreste lebendiger, oft leuchtender Geisteskapazität, den Rest der ihnen bis zur gänzlichen Auflösung noch beschiedenen Tage.

Eine Durchwanderung der Säle bot der Betrachtung viel Merkwürdiges dar. Personen zwischen 90 und 100 Jahren sind gar nichts seltenes. Eine Frau wurde mir gezeigt, die 104 Jahre alt, noch vollkommen rüstig und aller ihrer Sinne mächtig ist. Es wurden mir mehrere von alten Männern bewohnte Säle gezeigt, die wohl ihres Gleichen noch niemals und nirgends gefunden haben dürften. Es sind daselbst lauter wahrhaft gelehrte Männer einlogiert. Lomdim muflagim, Männer, welche den ganzen Talmud zum so und so vielen Male mesaiem gewesen (angefangen und beschlossen haben), Männer, welche in einzelnen Partien des hebräischen Schrifttums — in der Mischna, in den Midraschim etc. derart zu Hause sind, dass sie diesen umfassenden Wissenszweig Wort für Wort aus dem Gedächtnisse herzusagen wissen. Halb oder ganz erblindete Männer, die mit den anderen ungehindert ihre gelehrten Studien fortsetzen, mit ihnen hierüber diskutieren und disputieren Männer findet man dort, die den edelsten Geschlechtern entstammen, darunter auch ein veritabler Enkel jenes Gaon-olam, jenes weltberühmten Rabbi Elias aus Wilna. Allesamt finden sie dort gute Pflege und alle die gebührende Rücksicht, welche das jüdische Gesetz und Herkommen ihnen zubilligt.

Die Wohnräume verlassend, besichtigten wir die Wirtschaftsräume mit ihren Vorräten, ihren Kleiderkammern, ihren Kücheneinrichtungen, ein mit Rücksicht auf die rituellen Speisegesetze sehr kompliziertes Werk. Und da es gerade Freitag war,

fanden wir eine große Anzahl von den alten, zitternden, aber sonst noch rüstigen Mütterchen der Anstalt mit der Zubereitung des altberühmten, Heinebesungenen Scholent beschäftigt. Wir sahen auch und kosteten die vortrefflichen, ja unübertrefflichen Challos (das für den Sabbath bestimmte Weißbrot), ebenso das Schwarzbrot. Im Brotbacken haben es die Wilnaer jüdischen Bäcker bis zur höchsten Kunstfertigkeit gebracht. Man kann Europa nach allen Richtungen durchwandern und findet nirgends besseres, schmackhafteres, leicht verdaulicheres Brot in solch mannigfaltigen Arten und Gestalten, wie in Wilna. Die Fleischspeisen sind ja den Israeliten, und nun ganz besonders in Russland, nur in sehr beschränktem Maße zugänglich, so scheint sich denn alle Kunstfertigkeit der Gastronomie auf das Brotbacken geworfen zu haben. Selbstverständlich hat die Anstalt auch ihr eignes und zwar sehr freundliches und zierliches Betlokal. Die Verwaltung ist eine durchaus geregelte, das bewiesen mir die in Broschürenform gedruckten Rechenschaftsberichte des jüngst verflorenen Jahres, sowie der vorhergehenden Jahre, welche mir gleichfalls vorgelegt wurden. Der obenbezeichnete Verwalter der Anstalt selbst war es, welcher uns dieselbe mit allen ihren Räumlichkeiten zeigte und über alle Veranstaltungen und Einrichtungen die nötigen Aufschlüsse gab. Es ist ein Mann nahe den Sechzigern, eine Eindruck machende Patriarchen-Gestalt mit mächtigem, weit über die Brust hinabfließendem, graumeliertem Barte. Am Tage ist der Mann stets in der Anstalt zu treffen, die einen anderen Inspector darum nicht hat und nicht braucht, da ein bezahlter Beamter nicht mit der Hingebung und Gewissenhaftigkeit die Geschäfte besorgen würde gleich diesem Manne, der dieser Aufgabe sein ganzes Leben gewidmet. Ich verließ die Anstalt mit dem Gedanken, dem ich auch an Ort und Stelle Ausdruck gegeben. Wir sitzen und sinnieren seit vielen Jahrzehnten das große Rätsel, „soziale Frage“ genannt, zu lösen, schreiben darüber große, dicke gelehrte Werke — da kommen einfache russische Juden und lösten dies Rätsel mühelos, bloß durch den Trieb ihres guten, frommen, hingebenden, gottgläubigen Gemüts. Geht hin und tuet desgleichen.

Unser Droschkenkutscher war während dessen vor dem Tore der Anstalt, indem er sich quer über die offene Droschke gelegt hatte, ruhig eingeschlafen und schwer zu erwecken als wir wieder einsteigen wollten, um noch vor dem Mittagsessen einige Besuche zu machen. Wir hatten übrigens nur so viel Zeit, um noch einige Augenblicke bei einem der bekanntesten Wilnaer Dajanim (richterliche Rabbiner), Rabbi Elia Leiser, vorzusprechen. Hierauf fuhren wir nach der Wohnung des Rabbiner Dr. Gordon, woselbst die Frau Rabbiner uns bereits erwartete. Vor, nach und während der milchigen Se'uda (Mahlzeit aus Milchspeisen), denn wir befinden uns ja in den „neun Täg“ (die neun ersten Tage des Monats Aw, wovon der neunte der wichtigste Trauertag des israelitischen Volkes, der Fasttag der Tempelzerstörung ist) — ließ ich mir von meinem Kollegen über die verschiedensten, mir wissenswert erscheinenden Dinge Bericht erstatten. Wir haben das Kapitel, welches von Gemillus-Chasadim handelt, noch nicht beendet, darum möge noch das Folgende an das Vorhergehende sich anreihen.

Wilna besitzt eine sehr große Anzahl von Wohltätigkeitsvereinen und Anstalten. Als solche wurden mir namhaft gemacht die Chewra „Gemillus Chesed“, eine Pfandleihanstalt, welche mit einem gewissen zusammengeschossenen Kapital wirtschaftet und auf Unterpand, selbstverständlich zinslos, Geld verborgt. — Eine ähnliche Wohltätigkeitsanstalt ist der „Somech Noflim- (Stütze der Fallenden) Verein. Dieser verlangt beim Verborgnen kein Pfand, sondern eine Garantie und gewährt die Vergünstigung von Teilzahlungen bis zu dem geringen Betrage von 20 Kopeken pro Woche. — Es gibt ferner einen Verein „Hachnosos-Kallo“ zur Ausstattung armer Bräute. — Der „Verein zur Unterstützung armer Wöchnerinnen“ lässt seine Sammelbüchse zu allen Wöchnerinnen hintragen; in der Büchse befindet sich immer eine gewisse Summe Geldes. Bedarf die Wöchnerin der Unterstützung nicht, so legt sie eine kleinere oder größere Summe Geldes hinzu. Bedarf sie der Unterstützung, so nimmt sie den Inhalt, oder so viel sie bedarf,

aus der Büchse. — Es gibt einen Verein für Ladengehilfen zu gegenseitiger Unterstützung und Belehrung, auch Fortbildung; denn er unterhält eigne Lehrer, bei welchen sich zu gewissen Stunden die Vereinsmitglieder, die dessen noch benötigt zu sein glauben, versammeln, um Unterricht in einigen Lehrgegenständen zu empfangen. — Der sehr großen Zahl von Handwerkervereinen ist bereits oben schon Erwähnung geschehen. Auch diese haben ihre Unterstützungskassen. Vorzugsweise ist es ihnen jedoch darum zu tun, eine Klaus zum Thorastudium und zum Gottesdienste zu errichten. Solcher gibt es in Wilna nun schon eine sehr große Anzahl. Wie gesagt, selbst die Schornsteinfeger haben ihre eigne Klaus. — Auch eine Chewro „Malbisch-Arumim“, ein Armenbekleidungsverein, ist vorhanden.

Woran es bisher in Wilna gefehlt hat — ein charakteristisches Zeichen übrigens für alle russischen Städte — das ist an den entsprechenden, ausschließlich aus Frauen bestehenden Vereinen. Die Frauen haben sich nicht etwa der Mitwirkung bei wohltätigen Zwecken und Anstalten entzogen. Gott bewahre! Sie sind es ja vorzugsweise, welche bei allen Veranstaltungen der „Zedoko“ (Mildtätigkeit) und Gemillus Chesed die Hand im Spiele haben; die eifrigsten und unermüdlichsten Sammlerinnen, Helferinnen und Beraterinnen. Ohne ihre wirksame Beihilfe wäre Entstehen und Bestehen der meisten Wohltätigkeitsvereine ganz und gar undenkbar und unmöglich. Bisher wirkten sie bei allen Vereinsfirmen vorzugsweise als stille Teilnehmerinnen, jedoch vielleicht mit einem weit größeren Kapital an Eifer, Beflissenheit und echt selbstverleugnendem Wohltätigkeitssinn, als die Männer. Dahier ein Beispiel, mit welcher Virtuosität und Raffinement in Wilna das Geschäft der Wohltätigkeit von Frauen betrieben wird. Es gibt in Wilna ältere Frauen, die ohne irgend andere Beschäftigung, ohne Sorge für die eigne Existenz, sich lediglich damit befassen, das Elend aufzusuchen und Unterstützungen zu vermitteln. Eine solche Frau hat in Erfahrung gebracht, dass es heute in einer gewissen Familie selbst an Brot fehlt. Sie läuft eilig zur Bäckersfrau;

„Rifke,“ spricht sie, „ich brauche ein Brot, aber Geld hab ich jetzt nicht.“ Die Frau weiß, mit wem sie es zu tun hat; es ist ja eine alte gute Kundin. „Es tut nichts, Sore“, spricht die Brothändlerin, „bringt mir das Geld nachher.“ Die Frau sucht sich ein hübsches 15-20 Kopeken kostendes Brot aus und auf der Straße angelangt, fasst sie den ersten besten, Frau oder Manne „Kauft mir das Brot ab, ein hübsches Brot, kostet nur einen Kopeken!“ Viele kennen die Frau — „dahier, Sore, habt ihr zwei Kopeken und lasst mich in Frieden.“ Der zweite, dritte kennt die Frau aber nicht. Er sieht sie groß an; ein solch schönes, frisches Brot für einen Kopeken, das ist ja merkwürdig. Er zahlt seinen Kopeken und will das Brot in Empfang nehmen. Da spricht die Frau: „Was wollt ihr mit dem Brot, ihr habt doch gewiss Brot genug zu Haus, da ist aber eine Familie, die hat heute noch keinen Bissen Brot genossen, schenkt der Familie das Brot; mit einem einzigen Kopeken habt ihr eine ganze Familie mechaje gewesen (am Leben erhalten.) Jetzt sieht der Mann, wo das hinaus will. Er lässt der Frau den Kopeken und das Brot und geht seiner Wege. Das Geschäft wird so lange fortgesetzt, bis der Kostenpreis des Brotes beisammen ist. Das dauert gar nicht lange, und die Frau Sore bringt der Brothändlerin ihr Geld und der armen Familie das Brot. Nicht selten, dass die Frau bei dem Geschäfte den Wert des Brotes zwei- und dreifach erlangt. Da geht zufällig einer ihrer Bekannten, ein vermögender Mann, vorüber; sie bietet ihm das Brot an. „Was kostet’s, Sore?“ „Ein Rubel, Reb Schmul,“ — „ihr seid ja heute gewaltig teuer mit eurem Brot.“ — „Reb Schmul, darnach der Mann, darnach der Preis; ich verkauf’s an einen andern auch um einen Kopeken.“ — „Nu Sore, ich weiß ihr nehmt auch einen halben Rubel.“ — „Meinetwegen, gebt jetzt einen halben Rubel, aber die andere Hälfte bleibt ihr mir schuldig.“ So betreibt die Frau ihren Wohltätigkeitshandel. — Eigne, selbstständige Vereine hatten die Frauen bis dahin nicht. Wir müssen es als einen großen Fortschritt betrachten, dass im gegenwärtigen Augenblicke eine Anzahl angesehener Frauen sich vereinigt haben, um einen

großen Frauenverein zu bilden, welcher ein Grundstück zu erwerben die Absicht hat, um darauf ein Erziehungsinstitut, gleich der oben beschriebenen „Talmud Thora“, einzurichten; aber nur für Kinder weiblichen Geschlechtes. Einem solchen Vereine mit solcher Tendenz können wir in Wilna eine große Zukunft und eine wahrhaft heilbringende Wirksamkeit vorher verkünden. Wenn der Verein zu Stande kommt, wird er auch sein Vorhaben glücklich zu Wege bringen. Bei dem ausgeprägten und ausgebildeten Wohltätigkeitssinne der dortigen Juden gibt es kein Werk der Wohltätigkeit, das, einmal mit Ernst und Eifer begonnen, nicht auch zu gedeihlichem Ziele geführt werden könnte.

V.

Dieser ausgesprochene Wohltätigkeitssinn, der seinen natürlichen Grund in dem Gebot der Thoragesetzlichkeit hat, welche einen Jeden zum Zedoke- (Almosen=) Geben verpflichtet, lässt in Wilna, trotz aller Veranstaltungen hiegegen, die Bettelei nicht aussterben. Freilich ist der Bettler ein tiefmissachtetes, von allen bürgerlichen und öffentlichen Ehren ausgeschlossenes Individuum; denn nur derjenige, welcher bereits allen inneren moralischen Halt verloren, wird in Russland ein öffentlicher Bettler. Allem dem zum Trotz muss dieses Geschäft hier in Wilna ein sehr einträgliches sein; es gibt hier wohlhabende, ja vermögende Bettler. Diese haben ihre Wohnung gewöhnlich nicht in der Stadt selbst, sondern in einer der umfangreichen Vorstädte, vorzugsweise in der Vorstadt Nowogorod. Einen Freibrief hat ein solcher Bettler in einem ganz besonders schwächlich und hinfällig erscheinenden Äußern, in anscheinender Blödsinnigkeit und Unbeholfenheit, in einem wirklichen oder simulierten körperlichen Gebrechen. Diese treiben sich auf den Straßen, ganz besonders in und vor den stets gefüllten Gotteshäusern umher, woselbst sie, ganz wie die christlichen Bettler in Russland vor ihren Kirchen, Spalier bilden. Ihr Hauptsammeltag ist der Freitag, an welchem sie ihre gern gewährte Unterstützung zum Sabbath

einfordern: „Schenken Sie mir was lekowôd schabbos“! (zu Ehren des Sabbath). Es sollte mich wundern, wenn nicht der Bettler an jenem Tage eine Tasche voll Kopeken nach Hause brächte.

Wilna besitzt eine Art Bettler, die in der Tat ein Weltunikum sind — es sind die Bettler für die Bettler. Diese selbst nehmen von dem erbettelten Gelde nur so viel, als sie zu der äußersten Lebensnotdurft gebrauchen, essen nur trockenes Brot, schlafen auf hartem Fußboden, um mit ihren Bettelpfennigen nur recht viel Arme unterstützen zu können. Manche ernähren auf diese Weise eine ganze Anzahl Talmudschüler der einen oder anderen Jeschiwa. Es sind das selbstverständlich ursprünglich keine Bettler von Profession, sondern herzensfromme Menschen, welche durch diese Lebens- und Beschäftigungsweise sich einen besonderen Stuhl im Gan-Eden (Paradies) erwerben zu können glauben.

Manche betteln auftragsweise für einen bestimmten Zweck oder für eine wohlthätige Veranstaltung und tragen zu diesem Behufe eine verschlossene Büchse um den Leib geschnallt, auf welcher der Unterstützungszweck angegeben ist; andere treiben dieses Geschäft auf eigne Rechnung und mit einer wahren Virtuosität, scheuen selbst, um die Gabe zu erringen, nicht, dabei dem Gespötte des Janhagels, beziehungsweise der ausgelassenen Straßenjugend, die in Wilna wie anderwärts ihr Wesen treiben, sich auszusetzen.

Der Prototyp dieser Art Bettler, in der Tat ein Weltunikum, war der verstorbene Schimon Kaftan. Vor Jahrzehnten war dieser Mann in Wilna aufgetaucht — niemand wusste woher er war, wer er war und was er war. Gegen alle Gewohnheit in Wilna war der Mann ohne Wissen in Bibel und Talmud — so etwas was man ein Am-ha'arez nennt — aber jüdisch fromm über die Maßen und vollständig bedürfnislos wie ein Asket der Vorzeit. Die wenigen Kopeken, welche er brauchte, erwarb er sich am Abend durch Anfertigung von Schnupftabak für gewisse Geschäfte; seine Lagerstätte fand er auf irgendeiner Bank oder auch auf dem Fußboden irgend

einer Klaus oder eines Beth-hamidrasch. — Den Tag benutzte er zum Betteln. In einem langen weißen Obergewand von Wolle, eine gelbgraue Kapuze über das Haupt gezogen, ging er Sommer wie Winter einher, einem jeden seine Sammelbüchse entgegenhaltend und zurufend: „Zedoko tazil mimowes“ (Bibelspruch: „Mildtätigkeit rettet vom Tode“). Das weiße Obergewand war übrigens nichts weiter als ein riesiges Arba-Konfos (rituelles, viereckiges Gewandstück mit einer Kopfföffnung in der Mitte), an welchem die Zisis (Schaufäden) lang herabhingen. Wohin man schaute, erblickte man Schimon Kaftan; er war überall und nirgends; bei jeder Feierlichkeit, öffentlichen wie häuslichen, war Schimon Kaftan mit seiner Sammelbüchse zu sehen. Er war der Gegenstand des Spottes, des Schabernacks der Alten, die Zielscheibe der Ausgelassenheiten und der Schneebälle der Straßenjugend. Das alles glitt an ihm herab wie ein Regentropfen vom Rücken der Gans. Nicht eine Miene verzog er, nicht eine Bewegung machte er zur Abwehr. Als er nun immer bekannter wurde, da hingen bald seine Sammelbüchsen in den öffentlichen Lokalen, Restaurationen, Geschäfts- und Privathäusern, alle beschrieben: „Zedeko für Schimon Kaftan.“ So lange derselbe am Leben war, hatten die Lernbeflissenen und Wohltätigkeitsanstalten gute Tage. Wird doch gesagt, dass Schimon Kaftan in den letzten Jahren seines Lebens jährlich an 40000 Rubel zusammengebettelt habe. Murawiew, so wird erzählt, der an dem Manne ein mit einer gewissen Heiligenscheu vermisches Vergnügen fand, soll die Photographie Kaftans in seinem Arbeitszimmer hängen gehabt haben. Erst nach seinem Tode ist Schimon Kaftan zur wahren Wertschätzung gelangt, als an 20000 Menschen seinem Leichenzuge folgten, als Alt und Jung sich reuevoll an die Brust schlug, den Mann im Leben so viel gehänselt und verspottet zu haben, als in allen Gotteshäusern ergreifende Trauerworte seinem Andenken gewidmet wurde. Die Sammelgelder Schimon Kaftans waren nicht mehr zu entbehren. Es wurden schnell andere geeignete Sammler improvisiert, die auch noch nach dem Tode des Mannes ihre „Zedoko für Schimon Kaftan“ einforderten, und

so wird heute noch für Schimon Kaftan gesammelt. Manche tun's ihm auch nach, erlangen denselben Spott, aber nicht denselben Erfolg.

Selbst am Sabbath feiert hier die Bettelei nicht. Wie ist das möglich? fragt der mit dem jüdischen Leben Vertraute. Es ist am Sabbath verboten, erstlich Geld zu berühren und dann, einen Gegenstand über die Straße zu tragen. Was das letztere betrifft, so hat man durch die rituelle Veranstaltung des Eruf das Tragen in allen Stadtteilen ermöglicht. Der Wilnaer Sabbathbettel ist aber selbstverständlich kein Geldbettel. Es sind zunächst die passionierten und professionierten Bettler, welche man auch am Sabbath ihre Gaben einfordern sieht. Heute betteln sie Brot, welches sie später an die Geflügelhändler verkaufen. Vorzugsweise sind es die Bettler für Bettler, welche heute ihren Umgang halten. Am Sonntag feiert die Bettelei aus dem einfachen Grunde, weil die Bettler bei ihrem Umgange am Sabbath alle die, gerade nicht sehr verdaulichen, Überreste des Scholent (siehe weiter unten) gegessen haben und nun am Sonntag magenkrank zu Hause bleiben müssen. Nicht einmal am Sabbath gönnen die sich Ruhe. Überall wohin man blickt, bemerkt man Männer und Frauen mit eirunden Körben, welche sie an einer Schnur um den Hals gehängt tragen, gefüllt mit allerlei Backwerk, welches sie stückweise zusammengebettelt haben. Die eifrigen Sammler haben wohl Ursache, recht viel zusammen zu tragen; denn sie haben ja für die Hunderte, ja Tausende der Talmudjünger, Jeschiwa-Bachurim und Lomdim, sowie für Alle, welche von der Gemeinschaft unterhalten werden, das Schaloch-se'udos (die dritte Ehrenmahlzeit des Sabbath) zu besorgen. Der Sabbath ist auch der Tag für die Ehrenbettler. Auch von den besseren Ständen sieht man Männer und Frauen betteln um allerlei Erfrischungen für Kranke und Wöchnerinnen, um Lebensmittel für besondere Schützlinge.

Wer auf alle diese kurz bezeichneten Veranstaltungen die Wilnaer Armenpflege beschränkt glaubt, der ist sehr im Irrtum. Von der Hauptveranstaltung ist bis dahin noch gar nicht die Rede gewesen, von der „Zedoko-Gedôlo“ (General-

Armenpflege). Von dieser wird noch mehrfach die Rede sein müssen, weil sie nach mehr als einer Seite hin bedeutungsvoll sich zeigt. Diese Zedoko-Gedôlo verfügt über sehr bedeutende Summen, und ihre Wirksamkeit ist eine überaus wichtige und umfassende. Ihre Geldmittel entnimmt sie zunächst aus sehr zahlreichen und teilweise sehr bedeutenden Legaten, Hinterlassenschaften und Stiftungen zu wohltätigen Zwecken. Ferner aus der Verpachtung von Häusern und Grundstücken, die der Gemeinschaft gehören. Am einträglichsten ist davon wohl die Verpachtung der Charne und Fleischbänke an die Hunderte von Fleischern. Über 30000 Rubel bringen ihr allein die Kewuro-Gelder ein. Für ein jedes Grab, worin der Angehörige irgendeiner nicht ganz besitzlosen Familie bestattet werden soll, muss nämlich ein Erdgeld, eine Grabgebühr bezahlt werden; diese richtet sich nach dem Alter des zu Bestattenden, sowie nach dem Vermögensstand der Familie und unterliegt der Abschätzung der Gabeim (Rendanten, Vorsteher) der Zedoko-Gedôlo. Die drei Gabaïm der Zedoko-Gedôlo sind die angesehensten, einflussreichsten, meist auch von den reichsten Männern der Stadt. Es sind Ehrenämter und werden darum auch nur von Ehrenmännern verwaltet. Verwendet werden diese Gelder zunächst zur Instandsetzung und Instandhaltung der öffentlichen, allen Juden Wilna's gemeinschaftlichen Institute — der religiösen, humanen und kommunalen. Eine Summe von etwa 250 Rubel monatlich wird als Zuschuss der Anstalt zur Beschaffung billigen Brotes für die Armen erteilt. Eine große Anzahl Armer erhalten regelmäßige Wochenunterstützungen. Andere erhalten zur augenblicklichen Aushilfe, zum Beginne irgendeines Gewerbes oder Erwerbes eine einmalige Unterstützung, oft von nicht unbeträchtlicher Höhe. Auch die durchreisenden Armen erhalten ihr Viatikum aus der Kasse der Zedoko-Gedôlo. 5000 Rubel Zuschuss gewährt die Kasse zu den Unterstützungen geringer Leute, welche nicht im Stande sind alle Kosten, die das Pesach- (Ostern-) Fest verursacht, zu bestreiten. Zu diesen Unterstützungen muss übrigens ein jeder Vermögende nach vorgängiger Einschätzung Seitens eines

Komites — die einzige direkte Steuer, welche in Wilna erhoben wird — beitragen. Der Bäcker wird Niemandem seine Mazzen aushändigen, bevor er nicht den Nachweis geliefert, dass er seine Pessach-Unterstützungs-Steuer bezahlt hat. Das ist aber auch umso notwendiger, als über 2000 Familien solche Pesach-Unterstützungen, Mo'os-Chitim (Weizengeld) genannt, erhalten müssen. Die Anforderungen, welche an die Zedoko-Gedôlo gestellt werden, kennen überhaupt keine Grenzen.

VI.

Wir verlassen hiermit die Darstellung des internen, geistigen, reinjüdischen Gehalts und wenden uns der äußern; öffentlichen, profanen Gestalt dieser vielgliedrigen Gemeinschaft zu, welche ebenso interessant, ebenso lehrreich, ebenso beziehungsvoll sich dargibt. Die erste Frage, welche in Anbetracht dessen aufzuwerfen sein wird, muss wohl lauten: Bildet diese große Judenschaft Wilna's eine für sich bestehende, einheitliche Gemeinde? Die Antwort ist ein entschiedenes Nein! Eine solche ist in Wilna wohl niemals vorhanden gewesen und wird auch so wenig hier, wie in den übrigen jüdisch-russischen Städten jemals zu Stande kommen, bevor nicht die Juden in Russland vollkommene Emanzipation erlangt und als das, was sie wirklich sind, als der Kern der westrussischen Städtebevölkerung anerkannt sind. Murawiew oder Potapoff — wer es von beiden Generalgouverneuren gewesen, weiß ich nicht genau anzugeben — hätte gar nicht nötig gehabt das Kohol (die jüdische Kommune) aufzulösen — im Grunde war dasselbe ja niemals vorhanden. Eine sich selbst überlassene, rechtlose Bevölkerung, zumal mit — solch scharf ausgeprägtem Individualitäts-Bewusstsein eines jeden Einzelnen, wird nie zu eitler festgeschlossenen Gemeinschaft zusammentreten. War es nun der vielgeschmähte Murawiew, war es ein anderer — genug ein richtiges Erkenntnis und Verständnis von Wert und Wesen der ihm unterstellten jüdischen Bevölkerung gibt sich in der Beseitigung des Kohol kund, weil dasselbe an dieser Stelle gar keinen Sinn hatte. Die

weitere Frage lautet also nicht, wie wird die israelitische Gemeinde, sondern wie gestalten sich die eigentümlich und spezifisch jüdischen Angelegenheiten der Stadt Wilna, und wie werden diese verwaltet?

Eine jede Synagoge, eine jede Klaus, ein jedes Beth-Hamidrasch, ebenso eine jede Chewro, eine jede Jeschiwa und jede einzelne Anstalt mit allen ihren zuständigen Mitgliedern ist vollständig autonom. Sie hat ihre Gaboïm (Rendanten; überall in der russisch-jüdischen Gemeinschaft gleichbedeutend mit Vorstand. Man unterscheidet allerdings zwischen dem Gabaï rischon und Gabaï scheni, ersten und zweiten Rendanten oder Vorsteher, von welchen der letztere meist der wirkliche Rendant ist) und verwaltet ihre internen Angelegenheit so gut es eben gehen will. Der eine besser, der andere schlechter, ein Jeder aber mit aller Redlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Selbstverleugnung, wie es einem Ehrenmanne zukommt, der ein Ehrenamt zu verwalten hat. Alle diese Gabaïm sind aus dem liberum arbitrium der hunderten von verschiedenen Gemeinschaften hervorgegangen und verwalten dann stillschweigend, oft ihr ganzes Leben lang das Amt weiter. Sehr viele sind schon bei der Begründung der Anstalt beteiligt gewesen, haben durch den Zuschuss größerer Summen den Entstand und Bestand der Anstalt vielleicht erst ermöglicht. Man wählt sie darum zu Gabaïm mit dem unbestrittenen und unbestreitbaren Recht, wenn es an Geld fehlt — solches aus ihrer Tasche hergeben zu dürfen. Viele der größeren Anstalten, besonders die Bothê-Hamidrasch (Lehrhäuser) haben einen aus vielen Personen zusammengesetzten Vorstand mit einer überaus vielfältigen und vielartigen Ämterverteilung. Ihr Bureau ist nicht gerade sehr kompliziert. Sie besitzen vielleicht ein Pinkês (Hauptbuch), welches die Thikunim (Statuten), die Zahl der Vorstands- und übrigen Mitglieder mit den verwilligten Beiträgen etc. enthält; in welches Buch auch noch sonst Alles, was nicht vergessen werden soll, eingeschrieben wird. Vielleicht besitzen sie auch gar nichts Schriftliches, und es geht doch. Unter diesen Vereinsbüchern trifft man übrigens sehr viele kunst- und geschmack-

voll eingerichtete, die manchmal auch durch hohen antiquarischen Wert sich auszeichnen.

Diese überaus große Zersplitterung von Vereinen und Gemeinden haben doch auch wiederum viele gemeinsame Institute, Einrichtungen, Veranstaltungen, durch welche sie zusammengehalten werden, durch welche ihr Gemeinsinn erweckt und genährt, der Gedanke der Einheit und Zusammengehörigkeit hervorgerufen und ein sehr lebhafter Lokalpatriotismus in dem Herzen eines jeden Einzelnen angeregt wird. Ich habe an keinem Orte den Lokalpatriotismus so stark und effektiv hervortreten sehen, wie in Wilna. Ein jeder Wilnaer schwärmt für seine Stadt und weiß sogar diese Schwärmerei anderen aus der Fremde mitzuteilen. Vorzugsweise gilt Wilna bei den Juden Russlands als „*Ir woëm bej Israel*“ als „Mutterstadt in Israel“ und steht in viel höherer Achtung als andere Städte, wenn die Zahl jüdischer Einwohner daselbst auch weit größer ist als in Wilna.

Von solchen gemeinsamen Anstalten nennen wir zuerst die „große Schul.“ Ist dieselbe auch weder sehr groß, noch irgendwie architektonisch oder monumental besonders hervortretend, so ist sie doch einem jeden Wilnaer ans Herz gewachsen, wird von ihm mit höchster Pietät betrachtet, und all seine frommen Erinnerungen und Erfahrungen stehen in irgendeiner Beziehung zu dieser „Schul.“ Gegen die gewaltigen und prächtigen, architektonisch wie monumental unsere staunende Bewunderung herausfordernden Kirchenbauten, deren Wilna eine sehr große Anzahl besitzt, nimmt sich diese Schul zwar mehr als unbedeutend, vielmehr im höchsten Grad ärmlich aus; jedoch Steinmassen und Glockengeläute allein tun's nicht — wir glauben behaupten zu dürfen, dass diese unbedeutende Schul in einem Tage mehr innige Herzensfrömmigkeit, unerschütterliche Gottgläubigkeit, selbstlos hingebende Menschenliebe erschaut und erlebt, wie so eine Kirche das ganze Jahr hindurch.

Allen gemeinsam sind ferner selbstverständlich — hier findet sich ja wieder zusammen, was im Leben scharf geschieden — die Gottesäcker, die Begräbnisstätten. Man spricht

von ihnen in Wilna mit ganz besonderer Scheu und Ehrfurcht. Dort liegen ja alle Rabbonim und Gaonim zu Hunderten, Zierden des Glaubens und der Glaubensgemeinschaft, welche hervorgebracht oder in seinen Mauern beherbergt zu haben, Wilna sich zu ganz besonderer Ehre anrechnet. Dorthin führt der Wilnaer gerne einen jeden Fremden, zeigt ihm ehrfurchtsvoll die Gräber aller dieser großen Männer, besonders aber das Grab seines Gaon, welchen die orthodoxe Judenheit nicht bloß Russlands, sondern der ganzen Welt den größten Rabbinern aller Zeiten und Zonen beizählt. Wenn man von dem Gaon (dem Erhabenen) schlechthin redet, so weiß man in Wilna, wie überall, wer gemeint ist; es ist der Rabbi Elia, der Mann mit dem Riesengeiste, mit der Prophetenheiligkeit (gestorben im Jahre 1798 der gewöhnlichen Zeitrechnung). Meldet von ihm auch keine Literaturgeschichte, kein Gelehrtenlexikon, so weiß man doch überall, was die Judenheit an ihm besessen und verloren. Er war anerkanntermaßen der größte Rabbiner seiner Zeit. Zu diesen Begräbnisstätten gehört als Gemeingut dann auch noch eine Synagoge, die sogenannte „Kabronus'sche Schule“, das Gotteshaus der Chewra-Kadischa, des Beerdigungsvereins. Diese Beerdigungszunft, welcher das Bekleiden und Bestatten der Toten obliegt, hat bekanntlich fast jede jüdische Gemeinde, nicht allein in Russland, sondern überall, wo eine jüdische Gemeinschaft sich zusammenfindet. Der Zunft anzugehören, schätzt ein jeder sich zur Ehre, denn nur Ehrenmänner finden darin Aufnahme. In Wilna ist diese Zunft von ganz besonderem Ansehen, zumal sich der Verein aus den besten Männern der Stadt zusammensetzt und über bedeutende Geldmittel verfügt, welche vorzugsweise zur Krankenpflege verwendet werden.

Gemeingut sind auch alle die bereits vorher beschriebenen Wohltätigkeitsanstalten. Allen gemeinsam sind ferner eine Anzahl Kronsschulen. Es sind dies Kommunal- und Elementarschulen, deren Wilna etwa fünf bis sechs besitzt. Ich habe von denselben nichts gesehen und sehr wenig erfahren. In besonderem Ansehen stehen dieselben nicht. Auf ihnen lastet noch all das Odium, alle die Abneigung, welche man der ehe-

maligen „Rabbinerschul“ entgegenbrachte. Diese Rabbiner-Bildungsanstalt war ein Machwerk der russischen Regierung, welche mittelst der Zöglinge jener Anstalten in Wilna und Sitomir sich ergebene und hilfreiche Beamten glaubte schaffen und die jüdische Bevölkerung glaubte reformieren zu können. Diese Anstalten hätten ein großer Segen werden können, wenn man in Russland nicht Alles von der verkehrten Seite anfasste und anfang. Man denke sich ein Rabbinerseminar mit zum großen Teil zwar jüdischen Lehrern, aber mit einem nichtjüdischen Direktor. Kein irgendwie anständiger Mann konnte sich anfangs so recht entschließen, seinen Sohn dieser Anstalt anzuvertrauen, und wenn schließlich trotzdem eine ganze Anzahl achtbarer Männer aus den Anstalten hervorgingen, so hat wahrlich die Anstalt hierzu wenig mitgeholfen. Die Behörde musste endlich selbst zugeben, dass das Unternehmen ein verfehltes sei. Sie löste die Rabbinerschule auf und gestaltete sie zu einem Lehrerseminar um, ohne jedoch im System das geringste zu ändern. Die Schüler dieses Seminars, wie der früheren Rabbinerschule sind es, welche den erwähnten Kronsschulen vorstehen. Über die Leistungen des Seminars, wie überhaupt der Kronsschulen wusste man mir nicht viel zu sagen; man ignorierte diese Anstalten förmlich. Und dennoch werden sie nicht ohne wesentlichen Einfluss auf die Volksbildung bleiben, und wäre es auch nur durch den einzigen Umstand, dass durch diese Schüler die Kenntnis der russischen Sprache im Volke ganz erheblich gefördert wird. Man wird sich vielleicht zu hören wundern, die trotzdem wahre Nachricht vielleicht ungläubig belächeln, dass der jüdisch-deutsche Jargon der russischen Juden bereits auf den Aussterbeetat gesetzt ist. Die Kinder lernen Russisch, nur Russisch, die Kinder der besseren Ständen kennen schon gar keine andere Umgangssprache mehr, und in allen Ständen herrscht das Bestreben, es ihnen gleichzutun. In den größeren Städten versteht bereits die gesamte jüdische Jugend die russische Sprache.

Allen gemeinsam ist das Rabbinats-Kollegium, die funktionierenden Morim und Dajanim, welche als solche allgemein

anerkannt sind. Einen eigentlichen Haupt- und Oberrabbiner besitzt Wilna nicht. Man hat keinen mehr für würdig erachtet, die Stelle und Stellung ihres Gaon einzunehmen. Die Rabbinatsfunktionen versehen, was die Aufsicht über den Ritus und die Entscheidung der rituellen Frage betrifft, zunächst der More-Hokooh. Vom More geschieden und unterschieden funktioniert wenigstens in Wilna der Dajan oder der richterliche Rabbiner. Die Dajanim wirken sowohl als Einzelrichter, als auch als Bes-Din (Gerichtshof) im Kollegium. Als solches haben sie ihr besonderes Gemeindelokal, das Bes-Din-Stübel, wohin die Parteien kommen, um denselben ihre Rechtsstreitigkeiten vorzulegen. In minderwichtigen Angelegenheiten begnügt man sich schon mit dem Einzelrichter und fügt sich seiner Entscheidung. Die wichtigeren Rechtssachen kommen vor das Bes-Din. Dort wird ohne viel Geschreibsel im Handumdrehen über Angelegenheiten entschieden, die sich bei den Gerichten oft Monate, ja Jahre lang hinziehen würden ohne zum Austrage zu gelangen. Auf Verlangen wird der Pesak (das Endurteil) auch schriftlich abgefasst und den Parteien zugestellt; freilich stets in Form gegenseitigen Übereinkommens vor dem Schiedsgerichte, da die jüdische Gerichtsbarkeit im russischen Staate ja längst aufgehoben, in dieser Form jedoch unangreifbar ist. Selbst Christen, welche eine Klagesache gegen Juden haben, ziehen das jüdische Bes-Din den staatlichen Gerichtshöfen vor. Ist der Fall ein bedeutender und verwickelter, dann wird freilich Tha'ane und Ma'ane (Für- und Gegenrede) auch protokolliert und das Protokoll samt dem Pesak in der Registratur aufbewahrt. Das Bes-Din besitzt nicht die geringste exekutive Gewalt, dagegen aber moralische Mittel genug, um den Beklagten vor sein Forum zu ziehen und seinen Endurteilen Geltung und Nachachtung zu verschaffen. Dieses Gerichtsverfahren ist nicht nur sehr einfach, sondern auch sehr billig; denn wenn die Parteien dafür nicht freiwillig bezahlen wollen — das Rabbinengericht kann und darf sie dazu nicht anhalten, weil das Gerichtsverfahren unentgeltlich ist. Das wird Jeder sagen müssen: ein sehr einfaches und billiges Verfahren und überall einführens-

wert; wenn nur die Geistlichen überall solch moralischen Einfluss besäßen und überall — solch tüchtige Rechtsgelehrte wären. Der oben genannte Rabbi Elia Leiser gilt vorzugsweise als ausgezeichnete Dajan und als Autorität in Dine Mamonos (vermögensrechtlichen Angelegenheiten.)

In Wilna gibts wohl hunderte von Männern mit Rabbinatsbefähigung — in Funktion sind deren jedoch nur acht. Diese allein sind als solche öffentlich anerkannt und besoldet. Der More ist vom Dajan jedoch nicht so scharf unterschieden, dass der eine an Stelle des andern nicht bisweilen funktionieren könnte. Es kommt häufig vor, dass der More wohl auch eine richterliche und der Dajan eine rituelle Handlung vollzieht. Das hohe Ansehen, in welchem diese Männer stehen, genießen sie nicht wegen ihrer Stellung, sondern trotz ihrer Stellung, denn diese ist eine vollkommen illegale; der Rabbiner funktioniert gegen die bestehenden Gesetze. Die Regierung weiß von ihrer Existenz und duldet sie, muss sie dulden, da die Regierung gegen den Willen der Gemeinde nicht aufkommen kann. Die Regierung wollte ihr genehme und ergebene Beamten, der Sprache und Sitte mächtige Rabbiner haben und gründete die Rabbinerschulen; sie hob die Rabbinerschulen wieder auf, zum größten Teil aus dem Grunde, weil die Gemeinderabbiner doch nicht zu funktionieren aufhörten, und man sich doch nur widerwillig bequemte, einen Kronsrabbiner aus der Rabbinerschule aufzunehmen. Mit der Aufhebung der Rabbinerschulen ist den Gemeinden die Wahl eines Rabbiners noch immer nicht freigegeben; es sollen gesetzlich nur Kronsrabbiner funktionieren und wohl oder übel — die Gemeinde muss einen solchen haben. Das ist der sogenannte Gasionner-Rabbiner.

Die Stellung eines solchen Rabbiners ist eine gar sonderbare. Er ist der Gemeinde-Rabbiner und ist es doch auch wieder nicht. Rechtliche Geltung haben die Rabbinatsfunktionen nur dann, wenn sie durch ihn vollzogen sind, und er hat doch keine zu vollziehen; er selbst dünkt sich — und mit Recht — Rabbiner zu sein und ist besten Falls doch nur Standesbeamter und auch das nicht in voller Geltung und Bedeutung, denn er

hat nur die Eintragungen zu machen. Ziviltrauung gibt es in Russland noch nicht. Die Trauung durch den Rabbiner ist rechtsbeständig. Der Kronsrabbiner hätte also jede Trauung zu vollziehen; nun vollzieht er aber nur sehr wenige oder gar keine, sondern überträgt den Vollzug dem More oder Dajan. Was ist da zu tun, um dem Akte seine Rechtsgültigkeit zu geben? Der Rabbiner kann durch ein Substitut sich vertreten lassen. Alle diese Gemeinderabbiner gelten also für seine Substitute. Jede Trauung sollte demnach dem Rabbiner vorher angemeldet und seine schriftliche Einwilligung zu ihrem Vollzuge eingeholt werden; allein auch das geschieht meistens nicht. Erst nachträglich meldet man die eheliche Verbindung an und lässt gegen Erlegung einer gewissen Gebühr, Rechasch genannt, die Eintragung in das Ehestandsregister bewirken. Viele Trauungen, ebenso auch sehr viele Geburten werden aber gar nicht gemeldet. Das geht nun so lange es geht; allein später, wenn die Verehelichung oder die Geburt aus irgendeiner Veranlassung sich legitimieren soll, dann beginnen die Kalamitäten. Wenn in Russland nicht alles mit Geld und Gesetzesumgehungen zu machen wäre, dann stünde die Sache sehr schlimm. Hiegegen muss eine Abhilfe geschaffen werden und müssen die funktionierenden Gemeinderabbiner mit aller Energie und mit ihrem ganzen Ansehen dahin wirken, dass die gesetzlich vorgeschriebene Form eingehalten werde.

Die Stellung so eines Kronsrabbiners ist eine sehr peinliche. Er fühlt, dass er Alles sein sollte und sein könnte und ist doch Nichts; und viel besser als ein Nichts wird er auch nicht behandelt. Man betrachtet ihn als ein notwendiges Übel, als weiter gar nichts. Dabei hat ein solcher in den größeren Städten sehr viel Arbeit, hat eine förmliche Kanzlei und oft einen oder mehrere Schreibgehilfen; denn neben allen standesamtlichen Eintragungen, Bescheinigungen und Handlungen hat er auch noch alle gerichtlichen Eidesleistungen und Vereidigungen von Juden, welche irgendeine Verpflichtung übernehmen, zu bewerkstelligen. In Russland besteht noch der Eid more judaico. Der in Wilna fungierende Kronsrabbiner,

Dr. A. Gordon, ist ein sehr tüchtiger Mann. Als geborner Wilnaer hat er in seiner Vaterstadt alle die rabbinischen Studien, welche daselbst so eifrig und fleißig gepflegt werden, mit großem Erfolge betrieben. Schon über zwanzig Jahre alt und bereits verheiratet, begab er sich nach Breslau, um in das dortige Rabbinerseminar einzutreten. Nach zehnjährigen Studium hatte er das Seminar absolviert und dasselbe als ordinierter Rabbiner verlassen. Man sollte denken, dass ein solcher Mann eine ganz andere Stellung, als der Gasionner-Rabbiner gewöhnlichen Schlags, einnehmen müsste. Allein er wird um kein Haar breit besser geachtet und betrachtet, als, der vorstehenden Schilderung gemäß, jeder andere Kronsrabbiner.

Auch eine Art Gemeinde-Repräsentanten besitzt die Wilnaer Judenheit in der bereits obenerwähnten Zedoko-Gedola und ihren drei Vorstehern. Es sind dies auch gleichzeitig die Gabaim der „großen Schul“. Aus dem oben geschilderten Wesen der Zedoko-Gedolo schließt sich die Bedeutung dieser Männer. Sie zählen stets zu den angesehensten, wohl auch zu den vermögends-ten Männern der an solchen Männern so reichen Stadt. Ihre Dispositionen sind sehr weitgehende und sehr beträchtliche, denn das Gemeindevermögen ist ein sehr bedeutendes. Man bedenke, dass ganze Straßen Eigentum der Gemeinschaft sind. Die gegenwärtigen Vorsteher sind die Herren: Samuel Joses Fün, Mathes Straschun und Abraham Parneß. Der erstere ist jener bekannte Gelehrte und Schriftsteller, Herausgeber der Zeitschrift: „Hakarmel“ und Verfasser einer großen Anzahl größerer und kleinerer, sehr wertvoller, gelehrter und belletristischer Werke. Auch der zweitgenannte ist ein gelehrter, weit über die Grenzen seiner Vaterstadt und seines Vaterlandes bekannter Mann, vor welchem überall ein gar merkwürdiger Respekt sich kundgibt, dass man seinem Worte gleich einem Orakel lauscht und sein Rat in den weitesten Kreisen gesucht und befolgt wird. Ebenso gehört die Familie Parneß zu den reichsten, ältesten und angesehensten der Stadt. Eine offizielle Stellung und Geltung haben auch diese Männer nicht.

Aber es gibt auch eine Art offizieller Gemeindevertretung,

das sind zunächst die drei besoldeten, beim Gouverneur beglaubigten Delegierten der Wilnaer Judenschaft; ferner die 24 Vertrauensmänner für jüdische Angelegenheiten. Dass die Wirksamkeit dieser Kommission von besonderer Tragweite sei, glaube ich kaum. Man wusste mir wenigstens erhebliche Tatsachen hierüber nicht zu berichten. Die gesetzliche Bestimmung verlangt, dass sie vorhanden seien; hiermit scheint Wert und Wesen derselben beschlossen zu sein.

Nach den großen Ausgaben für gemeinsame Angelegenheiten, Institute und Beamten zu urteilen, muss der gemeinsame jährliche Etat durchaus kein geringer sein. Es fragt sich, wie wird, da eine eigentliche jüdische Kommune mit einheitlicher Verwaltung doch nicht existiert, dieser Etat gedeckt? — In den russisch-jüdischen Städten ist das Bismarcksche System der indirekten Steuer zur vollkommensten Durchführung gelangt. Wilna hat nur eine einzige indirekte Steuer, die Koropke oder Fleischsteuer; diese ist so ausgiebig, dass von ihrem Ertrage eine zweite indirekte Steuer, die Lichtsteuer, gedeckt werden kann. Beide Steuern werden den Landesgesetzen gemäß erhoben, und zwar die erstere, die Fleischsteuer, um die Bedürfnisse der jüdischen Gemeinschaft zu befriedigen, die zweite, die Lichtsteuer, um sie dem Fonds zuzuführen, welcher der gesamten jüdischen Bevölkerung des Staates zu Gute kommen soll. Die Fleischsteuer ist an ein Konsortium verpachtet, welches dafür 83 000 Rubel erlegt; eine Summe, welche zureicht, nicht nur die Lichtsteuer, alle Gehälter der Gemeindebeamten, ferner die Unterhaltungskosten des Krankenhauses mit 24000 Rubel zu bezahlen, sondern auch noch der Altersversorgungsanstalt eine Beisteuer von etwa 7500 Rubel, der Talmud-Thora (siehe oben) eine Beisteuer von etwa 9 bis 10000 Rubel zu gewähren. Um die 83000 Rubel herauszuschlagen, muss manches Pfündchen Fleisch verkauft werden, zumal wenn man bedenkt, dass der Steuerzuschlag beim Einzelverkauf nur etwa 3 Kopeken (gegenwärtig etwa 6 Pf. nach unserem Gelde) betragen darf. Der Steuerzuschlag der Koropke braucht Niemandem erlassen zu werden; nur der jüdische Soldat soll nach dem Gesetze diesen Zuschlag nicht zu entrichten brauchen.

Was ich so nach und nach hier und da, vorzugsweise jedoch von meinem vortrefflichen Gastgeber, die Gemeindeverfassung betreffend, erhorcht und erhascht, habe ich im Vorstehenden darzustellen versucht. Es dürfen wohl kleine Unrichtigkeiten hier und da mituntergelaufen sein. Im Großen und Ganzen kann die Richtigkeit der Darstellung verbürgt werden.

VII.

Was ich im Folgenden über Leben und Arbeit der jüdischen Bevölkerung mitteile, das habe ich mit meinen eignen Augen wahrgenommen. Auch das Auge ist zwar nicht unfehlbar, aber immerhin zuverlässiger als das Ohr. „En dome schemija lirijah;“ „Das Hören kommt dem Sehen nicht gleich“, sagt der Talmud. Ich habe sehen wollen, um selbstgewonnene Überzeugung mitteilen zu können, und was ich gesehen, hat das, was ich bis dahin gehört, hundertfach übertroffen. Nach der Mittagsmahlzeit bei meinem lieben Gastgeber begab ich mich allein und zu Fuß — ich hatte eine jede Begleitung mit Absicht abgelehnt — zurück zu meinem Hôtel, in dem Straßengewirre mich zurechtsuchend und zurechtfragend, neugierig, auch hie und da ein Bisschen zudringlich horchend und schauend auf Alles, was unterwegs der Betrachtung wert erschien. Ich kam an verschiedenen mächtigen und prächtigen, hochgekuppelten und getürmten Kirchen vorüber. In Wilna gibts sehr viele Kirchen; wo sich der Schritt hinlenkt, wo auch nur das Auge hinblickt — überall Kirchen, und welch hübsche Kirchen. Das sind keine trübselig monotonen Gebäude, wie man denselben in den deutschen Städten begegnet, welche mit ihren starren, gewaltigen Steinfingern die Erde in den Himmel zu verlegen den Hinweis geben — das mächtige Kuppelgewölbe will gleichsam den Himmel zur Erde herabziehen, um schon hienieden dem Menschen einen kleinen Teil des Jenseits angedeihen zu lassen. Auch starren uns diese Kirchen nicht so Grau in Grau entgegen. Teilweise sind die russischen Kirchen, besonders aber Portale und Nischen, Dächer, Kuppeln, Knöpfe und Kreuze sehr

lebhaft gefärbt, glänzend vergoldet und mit allerlei Zierrat versehen, dass das Auge sie anzuschauen nicht ermüdet. Ich habe noch keine Stadt gesehen, in welcher die Kirchenbauten so hervortreten und so viel zur Signatur der ganzen Stadt beitragen, wie in Wilna. Auch das muss zur Vervollständigung des ganzen Bildes gesagt werden. Wilna ist eine jüdische Stadt, diesen Eindruck erfährt man überall, wo man auch steht und geht, und selbst die Kirche verwischt diesen Eindruck nicht ganz, da im Großen und Ganzen ihre Architektur ebenso sehr an die Synagoge wie an die Kirche erinnert. Ich bog in die Deutsche Straße ein, welche ich ihrer ganzen Länge nach durchwandern musste, denn erst am andern Ende liegt der Europäische Hof des Herrn Lewinsohn, neben dem Hôtel de Paris, welches dem vorgenannten Herrn Mathes Straschun gehört.

Hier konzentriert sich ein Geschäftsleben und Treiben, das seines Gleichen kaum anderswo findet. Laden reiht sich an Laden, mancher kaum drei bis vier Fuß breit, mancher von ziemlich bedeutender Breite und Tiefe. Kein Eckchen und kein Fleckchen bis hinab in des Kellers tiefsten Gründen, kein Plätzchen in der Einfahrt oder Hausflur ist unbenutzt gelassen, wo nicht eine Bank, ein Tisch, irgendein Gestell zur Führung irgendeines kleinen Geschäftsbetriebes sich befände und vorzugsweise irgendein Weiblein oder Fräulein seine Ware zum Verkaufe darböte. Der Deutsche, indem er das liest, denkt dabei gewiss an die Geschäfte des Mühlendamm in Berlin, an seine heimischen, abgetragenen Kleiderhändler und Trödler, an die hosenverkaufenden Jünglinge des bekannten Professoren. Allein derartig vorgestellte Geschäftsbetriebe gibts in Russland in den frequenten Straßen gar nicht; mir ist wenigstens keins zu Gesichte gekommen; überhaupt wird man nach irgendeinem analogen Betriebe in Deutschland vergebens suchen. In dieser Deutschen Straße findet man zum Verkaufe gestellt Alles, was man sucht und braucht und wünscht und will, vom Gemeinsten bis zum Feinsten, vom notwendigen Bedarf bis zum überflüssigen Luxus; den Gegenstand des nützlichen Gebrauchs und des raffinierten Komforts findet man im engsten Raume friedlich

neben einander stehen. Da findet man Waren in allen möglichen und unmöglichen Zusammenstellungen. Man geht oder kriecht in eines dieser kleinen Lädchen und fordert ein Päckchen Papieros; da zieht das Ladenfräulein unter dem Tische einen Korb hervor und präsentiert gleichzeitig die feinsten und nobelsten Schuhwaren; oder man verlangt von der Obstfrau für 5 Kopeken Birnen und sie präsentiert gleichzeitig eine kleine Partie Taschenuhren. In dieser Straße ist Alles zu haben, nur gewöhnlich nicht an der Stelle, wo man es sucht. Es scheint zwar, als wären nur ein oder höchstens zwei Gegenstände die Vorherrschenden, während, in den Ecken versteckt, alles Mögliche hervorgeholt wird. Es gibt auch große respektable Geschäfte in der Deutschen Straße, jedoch jene großen, eleganten, wahrhaft großstädtischen Läden sind hier nicht zu finden; solchen begegnen wir genugsam in anderen eleganteren Stadtteilen.

Wer sich jedoch einen Begriff vom Wilnaer Geschäftsleben machen will, der muss nicht die besseren Stadtteile durchstreichen und jene wahrhaft großstädtischen, reich assortierten, auf das eleganteste ausgestatteten Ladengewölbe sich anschauen, sondern jene kleinen, engen Querstraßen im Innern der Stadt muss er besuchen, die oft nur wenige Schritte breit von langgestreckten, zwei- und dreistöckigen Häusern gebildet werden. Ebenso wenig wie in der genannten Deutschen Straße, ist auch hier ein Fleckchen unbenutzt gelassen; Lädchen reiht sich an Lädchen, Verkaufsstelle an Verkaufsstelle, Budike an Budike, allesamt auf den engsten und kleinsten Raum beschränkt, und in einer jeden Bude werden ein oder zwei Gegenstände — selten mehr — feilgeboten. Ja es gibt ganze Straßen, in welchen eine Ladentüre immer dicht neben der andern sich befindet und allesamt bieten ein und denselben Gegenstand feil. Ich bin eine solche unabsehbar lange Straße durchgewandert und fand nichts weiter als rechts und links lauter Mehl- und Viktualienhändler. Der Gedanke, welcher bei dem Anblick dieser zahllosen Buden — wie sie nicht eine Straße sondern alle Straßen der inneren Stadt durchziehen, die Haupt- und Nebenstraßen; wie jedes Gässchen, jeder Hofdurchgang, jede Einfahrt, jeder Häuser-

winkel zum Geschäftsbetrieb benutzt wird — in uns aufsteigt und uns fortwährend auf das Lebhafteste beschäftigt, kommt in den wenigen Worten zum Ausdruck: „Wie können alle diese Menschen sich hierdurch ernähren?“ Eine Geschäftsinhaberin, bei welcher ich mir einen Papierrubel in kleinere Münzen umwechseln ließ — sie hatte nämlich ein recht veritables, ursprüngliches Bank- und Wechselgeschäft; in der Toreinfahrt hatte sie ein altes wackliges Tischchen aufgestellt, worauf die vielsortigen kleineren Kupfer- und Silbermünzen in Häuflein gesondert vor ihr lagen — legte ich die Frage vor: „Können sich denn diese Handelsleute und Budenbesitzer auch alle ordentlich ernähren?“ Die Antwort lautete: „Wir können uns ernähren, aber Haschem jisborach (Gott, er sei gelobt) weiß wie? Wenn mer wöchentlich ein bis zwei Rubel verdient, ist mer glücklich.“ Viel drastischer und bezeichnender ist die Entgegnung eines Budenbesitzers. Ich hatte ihm gegenüber das bekannte talmudische Wort geltend gemacht: Die Weisen Israels kommen des Morgens in aller Frühe zum König David, sprechend: „Unser Herr und König, dein Volk Israel muss sich ernähren.“ David antwortete: „Gehet und ernährt euch einer vom andern.“ (Lechu wenis-parnesu su misu.) Die Weisen sollen, nach dem Talmud dem David geantwortet haben: „Von einer Handvoll wird der Löwe nicht satt, und die Grube nicht voll durch ihren eignen Hohlraum.“ So antwortete der Genannte aber nicht; er erwiderte vielmehr: „Nein, mein Herr, hier ernährt sich nicht einer durch den andern, hier frisst einer den andern auf. Einer nimmt dem andern das Brot vom Munde weg.“

VIII.

Das ist gar eigentümlich in Wilna. Kommt man auf den Schulhof, empfängt man den Eindruck, als ob alle Tätigkeit der Leute im Beten und Lernen aufginge; bewegt man sich durch die Straßen, so empfängt man den Eindruck, als ob Alles sich mit dem Handel beschäftige; allein weder das Eine noch das Andere trifft das Richtige. Richtig ist nur, dass die

Handwerker- und Arbeiterklasse etwa $\frac{2}{3}$ der Bevölkerung ausmacht. Wollte man diejenigen Geschäfte außer Betracht lassen, welche entweder nur oder zum Teil die als Handwerker selbstgefertigten Waren zum Verkauf stellen, so wird der Bruchteil der Geschäftsleute ein noch viel geringerer sein. Welche Arten von Handwerken werden nun von den Juden vorzugsweise betrieben? Die Antwort hierauf ist einfach die: Alle Handwerke, absolut alle! Ein Teil der Handwerker wird von der christlichen Bevölkerung gar nicht und der andere Teil nur in sehr geringfügigem Maße betrieben. Die jüdischen Handwerker sind nicht nur qualitativ die besten und fleißigsten, sie sind auch der Zahl nach in solch überwiegendem Maße vorhanden, dass die christlichen neben ihnen gar nicht in Betracht kommen. Alles was der Wilnaer Bürger, sei er nun reich oder arm, vornehm oder gering, an Kleidung, Nahrung und Wohnung bedarf, sei es nun in den Qualitäten des Notwendigen, des Nützlichen oder des Schönen und Angenehmen befasst — das Alles wird von Juden gefertigt. Vorzugsweise jedoch — wir legen einen ganz besonderen Nachdruck auf das Wort — sind alle Baugewerke in den Händen der Juden. Nur hie und da trifft man einmal auf einen christlichen Bauhandwerker. An allen den Synagogen- und Anstaltsbauten mit ihrer reichen Ausstattung hat sicher kaum ein nichtjüdischer Handwerker noch Arbeiter teilgenommen. Aber auch an den neuesten Kirchenbauten haben die Juden mitgeholfen. Eine wahre Geschicklichkeit bekunden die Juden in dem äußern Ausschmuck und Aufputz der Häuser und vorzugsweise der Läden. Ich habe nie in einer Stadt so viel bunte Schilder und Aufschriften an den Häusern wahrgenommen, wie in den russisch-jüdischen Städten. Kein Laden und kein Lädchen ohne ein nach Form und Farbe korrekt gemaltes Schild, worauf alle die Embleme sich befinden, die den Geschäftsbetrieb anzeigen. Die bunten Buchstaben sind teilweise von zierlich verschlungenen Arabesken umgeben, teilweise erscheinen sie wie dorthin gelegt und so voller Plastik und Leben, als ob sie aus der Schrifttafel heraustreten wollten. Dabei kommt dem Maler freilich auch die Form des russischen Alphabets sehr zu statten. Hier

könnte die Schildermalerei ihre Studien machen. Diese Schilder und Firmenaufschriften bilden eine ganz besondere Zierde der Stadt und verbreiten über das Straßengewoge und den Geschäftsbetrieb das lebhafteste Colorit.

Auch zu den Dacharbeiten — das habe ich mit meinen eignen Augen zu sehen Gelegenheit gehabt — werden vorzugsweise die Juden herangezogen. Wenn die Kirchenkuppel mit Zink zu überziehen und mit lebhaft blauer oder grüner Ölfarbe zu bemalen, wenn der Goldglanz des gewaltigen Knopfes und Kreuzes wieder aufzufrischen ist, so muss immer ein Jude da hinauf, welcher das Wagestück übernimmt und ausführt. Hier in Wilna habe ich von der Arbeit der Juden Respekt erlernt, schon indem ich zu sehen Gelegenheit genommen und bekommen, wie der einfache, nicht zünftige Straßenarbeiter sich anstrengt. Diese Menschen arbeiten mit Überanstrengung beim Holzhauen, beim Lasttragen, beim Straßenreinigen u. s. w. In Rudeln stehen sie mit Stricken um den Leib an den Straßenecken, bis sie zur Arbeit verlangt werden. Alle diese Arbeiter sind samt den Straßenpflasterern, welche zünftig sind, nur Juden. Unter ihnen trifft man auch nicht einen einzigen Christen. Auch eine übermäßige Konkurrenz dulden diese nicht. Wenn ein neuer „Lastträger“ — das ist ihre offizielle Bezeichnung — der ihnen nicht gefällt, sich in ihre Beschäftigungsweise eindrängen will, so darf er sich auf eine Zurückweisung gefasst machen, welche ihm einen jeden weiteren Versuch auf immer verleiden wird. Wenn dagegen einer ihrer vielen alten und schwachen Mitarbeiter eine Einzelarbeit zu verrichten übernommen hat, die seine Kräfte übersteigt, so ist sofort ein jeder von ihnen bereit, ihm unentgeltlich beizustehen. Wird einer krank, so vollenden ihm die anderen die angefangene Arbeit, treten für ihn ein zu jeder regelmäßigen Dienstleistung, die er in Akkord genommen, lassen ihm die Bezahlung zukommen und halten ihm die Stellung bis zu seiner Wiedergenesung offen, unterstützen auch die Seinigen von ihrem sauer verdienten Lohn. Mehr als jeder andere Stand sehen diese Arbeiter darauf, dass keiner dem andern massig-gewul ist (seine Grenze verrückt, in sein

Gebiet übergreift). Unter diesen Lastträgern gibts Individuen, die eine Vergangenheit hinter sich haben, so eigenartig, dass ihre Lebensgeschichte den besten Novellenstoff abgeben würde. Es sind teilweise verunglückte Existenzen aller Stände. Mancher unter ihnen gehörte ehemals dem Gelehrtenstande (Talmudisten) an; wer weiß, durch welche Verkettung von Umständen er schließlich bis zu diesem Stande, dem Paria der Wilnaer Judenschaft, herabgesunken ist. Jeder von ihnen hat irgendeinen willkürlichen Beinamen mit welchem er bezeichnet wird. Dieser richtet sich nach seiner Vergangenheit, seinen Neigungen und Gewohnheiten, seiner Körperbeschaffenheit und dergl. Der Wilnaer Lastträger ist roh und ungeschliffen genug; allein zwei Dinge zeichnen ihn aus: Mäßigkeit und Zuverlässigkeit. Ein betrunkenener Arbeiter ist eine so seltene Erscheinung, dass man Jahre lang in Wilna sein kann, ohne einem solchen zu begegnen, und fremdes Eigentum ist so sicher bei ihm aufgehoben, wie im diebessicheren Geldschrank.

A propos: Diebessicherer Geldschrank. Das ist eine von den Hauptmanufakturen Wilnaer Schlosser. Diese behaupten, dass alle die bei uns gebräuchlichen Systeme weder diebessicher noch feuerfest seien. Die Diebessicherheit stellen sie her, nicht bloß durch künstliche Verpanzerung und Verschließung, sondern auch noch durch andere, ganz besondere und sonderbare Vorrichtungen: Glockenspiele, Trommelwirbel und dergl., die bei dem Versuche, Schränke oder Kisten zu öffnen, zu tönen beginnen. Relativ feuersicher könne die Geldspinde, so wird dort behauptet, nur dadurch gemacht werden, dass man sie leicht transportabel herstelle, so dass sie bei ausbrechendem Feuer leicht fortgeschafft werden könne. Bei den so häufig vorkommenden Bränden in Russland hat man daselbst mehr Gelegenheit derartige Erfahrungen zu machen, als bei uns.

Um nochmals auf die Handwerker zurück zu kommen, will ich noch bemerken, dass das Handwerk in Wilna ebenso übersetzt ist, ebenso sehr von der Konkurrenz erdrückt und ertötet wird, wie das Handelsgeschäft. Was soll der Handwerker tun, der keine Bestellung hat? Er arbeitet für den Verkauf. Da nun

die meisten kleinen Handwerker keine Läden haben, auch kein Kapital, um viel fertige Arbeit vorrätig herzustellen, so werden die fertigen Stücke sofort zum Verkaufe ausgetragen und werden so lange auf den Straßen, in den Häusern und Läden feilgeboten, bis sie, oft um ein Spottgeld, verkauft sind. So machens die Kürschner mit ihren Mützen und Pelzwaren, die Schuster, die Schneider, die Handschuhmacher, Gold- und Silberarbeiter, Uhrmacher. Oder aber sie geben auch ihre angefertigten Waren Andern, besonders kleinen, stehenden Geschäften — Mehl-, Obst-, Seifen-, Papiros- (Zigaretten-) Händlerinnen — in Kommission. Daher die Erscheinung, dass man bei diesen oft die heterogensten Dinge zum Verkaufe ausgestellt findet. Gold- und Silberarbeiten müssen, bevor man sie zum Verkaufe stellt, dem Eichamt übergeben, dort auf ihren Gehalt geprüft werden und den Probe- und Eichungsstempel empfangen

Alles Handwerk in Wilna ist zünftig. Die Zunfteinrichtung ist dort noch obligatorisch. Wer in die Zunft nicht aufgenommen ist, darf als selbstständiger Handwerker nicht auftreten. Selbstständig als Meister arbeiten und Lehrlinge halten darf nur der zünftige Handwerker, der seine Lehrzeit vollendet, als Geselle gearbeitet, sein Meisterstück gemacht hat und darauf von den Zunftmeistern losgesprochen worden ist. Die Zünfte stehen unter den Obermeistern, diese haben wieder einen Oberzunftmeister, welcher ein von der Regierung anerkannter Beamter und darum kein Jude ist. Diese Zunftbehörden stellen die Zeugnisse aus, welche nicht nur die Meisterschaft dokumentieren, sondern dem jüdischen Handwerker auch Vorrechte verbürgen, die ein anderer, er sei denn ein Kaufmann erster Gilde oder Studierter, nicht hat. Er kann überall im ganzen russischen Reiche sich niederlassen. Es gibt in Wilna weit mehr Zünfte als es bei uns ehemals gegeben, weil man weit mehr Dinge handwerksmäßig betreibt; auch gewisser Missbräuche wegen, die ich hier näher darzulegen keine Veranlassung habe. Auch die Sofrim (Thorarollenschreiber etc.) und Talis- (Gebetmäntel-) Fabrikanten bilden anerkannte Zünfte. Die Zünfte sind von großem Einflusse in Wilna. Bei allen Angelegen-

heiten, in welchen die öffentliche Meinung zur Geltung kommt, bei allen Wahlen von Gemeinde- und Kultusbeamten geben sie den Ausschlag. Wer für irgendeinen zur Wahl gestellten Kandidaten die Majorität haben will, der muss sich der Zünfte versichern. Man kann sich leicht denken, zu welcher lebhaften Agitation dieses führt, wenn irgendeine öffentliche Abstimmung, die häufig genug vorkommen mag, vorgenommen werden soll. Eine jede derartige offizielle Abstimmung behufs Wahl eines Rabbiners, eines Gabbai (Vorstandsmitglied), eines Gemeindedeputierten etc. findet bei der Stadtduma (Magistrat) statt und soll dabei die Schnapsflasche wohl auch mitunter eine Rolle spielen. Dass darum die Wahlbeteiligung eine starke sei, ist damit nicht gesagt, Zur Wahl geht nur der Gegner; um dieser etwaigen Gegnerschaft die Spitze zu bieten, muss man Andere zur Stelle schaffen, welche jene überstimmen. Meist hat die zu dem vakanten Amte vorgeschlagene Person aber keine maßgebende Gegnerschaft; sie ist gewöhnlich die für dieses Amt längst durch die gesamte Volksmeinung designierte Person und wird ohne jede Abstimmung gewählt. Alle Wahlen in Wilna sind gewöhnlich nur für eine ganz kurze Amtsperiode der zu wählenden Person. Wir sehen jedoch diese Beamten ihr Leben lang fungieren und keinem Menschen fällt es ein, die Rechtsbeständigkeit ihrer Funktion jemals anzufechten. Es sind eben meist Beamten, vor deren Ansehen und Würdigkeit eine jede Gegnerschaft verstummt. — Dass alle diese Zünfte der Handwerker auch gleichzeitig ihre Chewros (Vereine) im jüdisch-religiösen Sinne haben, ist bereits früher gesagt worden.

IX.

Die vorstehenden Darlegungen bezüglich gesellschaftlicher Gliederung der Wilnaer jüdischen Bevölkerung lässt drei streng voneinander geschiedene Klassen erkennen. Erstens den Gelehrtenstand, Talmide-Chachanim, bestehend aus der Zahl derer, welche das Thora-Studium zum Lebensberuf gemacht haben: Rabbanim, Maggidim, Peruschim, Lomdim und

Talmidim sämtlich ständige Insassen der Schulen und Bothê-Hamidrasch, zusammen eine sehr große Anzahl, einen erheblichen Prozentsatz der Bevölkerung ausmachend. — Zweitens den Handelsstand, Socharim vom Kleinkrämer und Trödler an bis herauf zum Großkaufmann erster Gilde. Zu ihnen sind auch die Grundbesitzer zu zählen, welche lediglich vom Ertrage ihrer Grundstücke leben, die sich in Wilna überhaupt sehr gut rentieren und ein unschätzbares Kapital repräsentieren. — Drittens den Handwerker- und Arbeiterstand, Poalim; auch der Volksmund fasst beide mit dem gemeinsamen Namen Ba'alê-Melocho (Arbeiterstand) zusammen. — Man könnte leicht geneigt sein, wenn man Geltung und Bedeutung des erstgenannten Standes, der Talmide-Chachamim, in Betracht zieht, eine weitere Unterscheidung von Geistlichen und Laienständen zu machen; allein das wäre ein großer Irrtum. An Wissen und Wesen der jüdischen Geistlichen nimmt ein Jeder teil bis herab zum kleinsten und niedrigsten Arbeiter. Es gibt Einzelne im Kaufmanns- und wer weiß selbst im Arbeiterstande, die hierin ihrem Rabbiner nicht nachstehen.

Nach Darstellung der Gesellschaftsteilung und Beschäftigungsweise der einzelnen Stände muss noch der gemeinsamen Züge und Charakterbestimmungen Erwähnung geschehen, welche das Volk im Allgemeinen auszeichnen und die Eigentümlichkeiten der Volksseele genauer hervortreten lassen. Da soll denn an erster Stelle genannt werden: Die innere, unmittelbare, ungeschmückte Herzensfrömmigkeit, getragen von einer Festigkeit des Gottvertrauens und der Gottergebenheit, welche in allen Lebenslagen und bei allen Lebensereignissen sich gleichbleibt. Jene durch die Gottesbeziehung verklärte stoische Ataraxie, welche stets denkt und sagt: „Alles ist zum Guten“ und: „Du sollst Gott danken für das Schlechte wie für das Gute“ ist unmittelbar reflexionsloses Eigentum des Gemüts geworden. Und diese innere Frömmigkeit betätigt sich äußerlich durch eine zwar nicht gerade sehr ängstliche, aber gewissenhafte Erfüllung aller Religionsvorschriften. Jene Ängstlichkeit in der Aus-

übung des Rituals, jene minutiöse Beflissenheit überall dem Buchstaben gemäß zu verfahren, welche anderwärts die Orthodoxie an den Tag legt, ist dem Russen durchaus nicht eigen. Er ist sich seiner Frömmigkeit zweifellos gewiss und ist dabei kein Am-Ha'arez (Unwissender in Glaubenssachen); er weiß was er zu tun hat und lassen kann, das benimmt ihm alle Ängstlichkeit. Bei aller Frömmigkeit ist er im höchsten Grade tolerant, — auch eine Eigenschaft die anderwärts der Orthodoxie nicht eigen ist — intolerant ist er nur gegen die Intoleranz, die kein Verständnis für seine Art und Weise hat und ihm selbst mit Intoleranz gegenübertritt. Leider hat er in der eignen Heimat von eignen Volksgenossen solche Intoleranz genug zu befahren.

Was ihn ferner kennzeichnet ist ein weiches, mildes, mitleidvolles Wesen, das leidgewöhnt, unfähig ist selbst dem bittersten Feinde ein Leid zuzufügen; die verkörperte Gemillus-Chesed (tätige Menschenfreundlichkeit), eine der schönsten Zierden und Erbtümlichkeiten des jüdischen Volkes. Und diese Gesinnung äußert sich vorzugsweise in einer wahrhaft unbegrenzten Wohltätigkeit gegen die Armen. Eine Handlungsweise, die so weit geht, dass selbst der Ärmste, Arme zu beschenken, sich nicht nehmen lässt. Ein altjüdisches Sprichwort sagt: „Schnor min Haschnorr (Betteln vom Bettler), darüber lacht selbst unser Herrgott.“ Wenn das wahr ist, so kömmt sicher in Wilna unser Herrgott nie aus dem Lachen heraus. Die zu wohltätigen Zwecken gespendeten Kopeken der Armen ergeben in Wilna sicher eine viel ansehnlichere Summe, als die Rubel der Reichen. Unsere Reichen — diese Klagen kann man überall zu hören bekommen — könnten viel mehr für unsere Armen tun.

Was die jüdische Bevölkerung in Wilna ganz besonders auszeichnet, ist eine Mäßigkeit und Genügsamkeit, die fast an Askese grenzt. Mit wie Wenigem diese Leute fertig werden, ist kaum zu beschreiben. Die Hafergrütze, der Hering und sein vortreffliches Brot, das ihm auf Schritt und Tritt durch die Bäckerinnen und Händlerinnen entgegengetragen wird,

spielen die Hauptrolle bei seinen Tafelfreuden. In Wilna gibts doch so viele Zünfte, mehr als anderwärts, nur die Bäcker haben es nie zu einer Zunft bringen können, weil eine jede Frau eine gelernte, kunstvolle Bäckerin ist, weil unzählige arme Frauen sich von ihrer Künstlerschaft ernähren müssen. Entweder backen sie für andere das Brot, indem sie bei ihren Kunden an gewissen Tagen in der Woche und zu gewissen Stunden sich einfinden, um immer wieder frisch anzuteigen, um Brot, Stritzel, Kuchen, Konfitüren, je nach Zeit und Umstände, ins Haus zu schaffen; oder sie betreiben das Geschäft auf eigne Rechnung, backen das alles zum Verkauf, einesteils an fester Verkaufsstelle, andernteils für den Hausierhandel. Ich hatte da in Wilna eine eigentümliche Erfahrung zu machen Gelegenheit. Es gibt daselbst prächtige Konditoreien, doch deren Besitzer sind keine Juden, freilich auch keine Russen, sondern fast nur Deutsche. Rein zufällig habe ich erfahren, dass dieselben in den seltensten Fällen ihre Waren selbst anfertigen, sondern das Alles en gros von Juden gebacken und an die Konditoreien abgeliefert wird. Überhaupt — das kann auch an dieser Stelle bemerkt werden — scheinen die Juden dort für manche Beschäftigungsarten sich weniger zu eignen. In den großen, recht komfortablen Gasthäusern waren die Besitzer und Verwalter, wohl auch der Portier, die Hausknechte und Kutscher Juden, aber nicht die Stubenkellner und Stubenmädchen; diese waren meist Polen und Polinnen, welche sich besonders hierfür zu qualifizieren scheinen.

Was die geistige Eigentümlichkeit des Volkes ferner kennzeichnet, ist die Scheu und pietätvolle Gesinnung, welche ein Jeder dem Althergebrachten, dem Würdigen und Geheiligten entgegenbringt. Obenan, als das Heiligste und Verehrungswürdigste steht die Thora, die Gottes- und Glaubensgelahrtheit; und diese Scheu und Ehrfurcht wird übertragen auf Alle, die sich damit beschäftigen. An keinem Orte der Welt ist der Geistliche vielleicht schlechter bezahlt und dabei mehr geehrt als in Russland. Und diese Ehre und Pietät ist um so höher zu veranschlagen, als sie keine übertragene, sondern eine

erworben ist, als sie nicht dem Amte, sondern der Person gilt. Der Rabbiner ist ja auch Richter und sein Spruch wird erfüllt, obschon er keine Exekutoren hat. Die Gesamtbevölkerung und ihr moralischer Druck sind seine Exekutoren. Alles Jichus, aller Adel, besteht in Russland darin, die Nachkommen und Angehörigen irgendeiner berühmten Rabbiner- oder Gelehrtenfamilie zu sein. Bei ehelichen Verbindungen spielt dieses Jichus keine kleine Rolle. Auch ist es das tägliche Vorkommnis, dass vermögende Leute sich Schwiegersöhne aus dem Beth-Hamidrasch holen, von jenen blutarmen Talmudjüngern, die weder Brot zum Sattessen, noch ein ordentliches Obdach haben, wohin sie ihr Haupt zur Nachtruhe niederlegen. Ein ausgezeichnete Talmudjünger repräsentiert in seiner Person ein recht anständiges Vermögen — er kann ganz sicher auf eine vermögende Braut rechnen. Und diese Talmudjünger sind sich dessen recht gut bewusst und geben ihre Person nicht so leichten Kaufes weg. In der Schätzung seiner Person Seitens seiner Lehrer und Mitschüler hat er die Taxe, unter welcher er sich nicht hergibt. Es kann auch der Glücksfall eintreten, dass ein vermögender Schwiegervater eine reiche Mitgift, welche die Taxe noch bei weitem überschreitet, und dazu noch obendrein, dem jungen Paare mehrere Jahre Wohnung und Verköstigung gewährt. Überhaupt wird selten in Russland eine Ehe geschlossen, bei welcher der Schwiegervater als Extragabe zu der Mitgift nicht noch ein oder mehrere Jahre Kost verspricht.

Dieser pietätvolle Sinn mag wohl auch der Grund sein von dem innigen und aufrichtigen Patriotismus, welcher einen jeden Einzelnen, den Kleinsten wie den Größten, den Vornehmsten wie den Geringsten beseelt. Zunächst äußert sich diese Gesinnung in dem lebhaftesten Lokalpatriotismus. Ein jeder findet wohl auch noch anderswo, als gerade in seiner Heimat, diese oder jene Vortrefflichkeit; der Wilnaer dagegen erklärt seine Stadt als die vortrefflichste aller Vortrefflichkeiten. Dieser Lokalpatriotismus erweitert sich meist zu einer allgemeinen echtvaterländischen Gesinnung. Der russische Jude nimmt das größte Interesse an seinem Kaiserhause, an seinem Heimatlande,

an allen öffentlichen Angelegenheiten. Er tritt für sein Vaterland ein mit einer Wärme der Gesinnung, mit einem Eifer der Rede — kein Franzose, kein Deutscher kann sich lebhafter für die Heimat begeistern. Ich habe es öfter versucht, unser Deutschland Russland gegenüber herauszustreichen. Da kam ich schön an. Frankreich, England ließ man noch allenfalls neben Russland gelten, aber Deutschland ward sehr absprechend, sehr geringschätzend beurteilt. Ich muss es leider gestehen, dass man für Deutschland sehr wenig Sympathien hat. Leider haben Ton und Haltung der russischen Zeitungen nicht verfehlt, auch auf die russischen Juden ihre Wirkung zu üben. Sie sind der Meinung, dass Russland, was die heimatlichen Staatsinstitutionen im Allgemeinen und die Stellung der Juden im Besonderen beträfe, Deutschland nicht nur nichts nachgebe, sondern dasselbe gar noch übertreffe. Es ist in der Neuzeit außerhalb Russlands viel von Beförderung der Auswanderung unter den russischen Juden gesprochen worden. Dem gegenüber wollen wir hier der strengsten Wahrheit gemäß konstatieren, dass der russische Jude durchaus nichts davon wissen will und in die größte Aufregung gerät, wenn man die Angelegenheit ins Gespräch zieht. Wer sich zu Hause in keiner Weise mehr ernähren kann, wer die öffentliche Achtung verscherzt hat, wer etwa vermögende Anverwandte in anderen Weltteilen besitzt, der denkt vielleicht an Auswanderung. Wer jedoch nur die leiseste Aussicht, die schwächste Hoffnung besitzt, seine Existenz, wenn auch in bedrängter, trauriger Lage, fortspinnen zu können, der verlässt sicher den Heimathort nicht; des kann sich jeder versichert halten. Was dieser vaterländischen Gesinnung die stärkste Stütze bietet und derselben immer neue Nahrung zuführt, das ist der religiöse Glaube und seine Gesetzlichkeit die ja dem westrussischen Juden als ein *Noli me tangere* gelten. Diese Gesetzlichkeit aber befiehlt ihm, seinen Regenten und sein Vaterland zu lieben, dieselben in sein Gebet einzuschließen und von aufrührerischen Umtrieben sich fern zu halten. Es ist ja wahr, so gut wie unter den deutschen Sozialisten befinden sich unter den russischen Nihilisten auch Juden. Warum sollten sich aber unter den

Juden nicht auch Individuen befinden dürfen, die vom Glauben und der Volksgemeinschaft sich gänzlich losgesagt haben und grundstürzenden Theorien huldigen? Ob unter den westrussischen Juden sich dergleichen befinden, müssen wir bezweifeln.

Ganz besonders aber soll hier hervorgehoben werden, der immense Fleiß der Gesamtbevölkerung aller Klassen und aller Stände. Wenn der Fleiß nach dem Talmud noch mehr zu schätzen als die Gottesfurcht (Religiosität), wenn der Fleiß die ewige Seligkeit verbirgt, dann, ihr Wilnaer, seid ihr ganz gewiss fromme, selige Leute. Einen solch angestregten Fleiß trifft man gewiss selten. Der Wilnaer, glaub ich, arbeitet in der Woche sechsmal vierundzwanzig Stunden ohne zu essen und zu schlafen — isst und schläft am Sabbath für die ganze Woche. Von einer Mittagsmahlzeit und einer mittäglichen Arbeitspause ist keine Rede, und komme in sein Geschäft oder seine Werkstatt am spätesten Abend und frühesten Morgen, du findest immer offen; und ganz gleich, Männer oder Frauen — sie müssen allesamt mit tätig sein. Das Wilnaer Geschäft und auch, so weit angänglich, das Handwerk wird zum größten Teil von Frauen geleitet und geübt. Wenn man sich in den Läden und Werkstätten umschaute, empfängt man zunächst den Eindruck, als wären es vorzugsweise in weit überwiegendem Maße die Frauen, welche daselbst tätig seien. In den Tausenden von kleinen Läden der Neben- und auch der Hauptstraßen bemerkt man fast nur Frauen. Und liest man die Aufschriften auf den kleinen ovalen Firmenschildern der Nebenstraßen, so treten uns fast nur Frauennamen entgegen. Da muss sich allerdings die Frage sofort aufdrängen: Wo sind die Männer? Fragt man den Wilnaer, so bekommt man schwerlich die richtige Antwort. Überhaupt dürfte man bald innewerden, dass der eingeborne, autochtone Wilnaer sich und sein Gemeinwesen am unvollkommensten versteht und auffasst. Da ist der Fremde, welcher mit hellem Blicke und offenem Sinne an ihn herantritt, weit besser durch sich selbst beraten, als durch ihn. Von Jugend auf an diese Erscheinungen gewöhnt, meint er, das könne gar nicht anders sein; außerdem ist seine Anschauung durch die mannichfaltigsten

Vorurteile beeinflusst. Wo sind die Männer? „Wo werden die Männer sein“ — so musste ich vielfach hören — „die sitzen im Beth-Hamidrasch und lassen sich von den Frauen ernähren.“ Das ist jedoch nur von einem ganz kleinen, fast verschwindenden Prozentsatz richtig. In Wahrheit sind die Männer ganz wo anders zu finden.

Sehr viele befinden sich auf den Straßen, um das äußere Geschäft wahrzunehmen, sind mit den Waren aus ihrem Laden oder ihrer Werkstatt unterwegs, um dieselben an den Mann zu bringen, um Einkäufe und Verkäufe zu besorgen. Manche Männer haben neben dem stehenden Geschäfte, welches die Frauen zu Hause besorgen, noch ein ambulantes Geschäft, mit welchem sie auswärts zu tun haben. — Sehr viele Männer sind Handwerker, welche mit ihren erwachsenen Söhnen auswärts arbeiten, während zu Hause sich die Frauen noch ein kleines Nebengeschäft eingerichtet haben, um die Einnahmen zu vergrößern. — Viele Männer — und das ist ein sehr erheblicher Prozentsatz von der Allgemeinheit, — welche zu Hause ein von den Frauen betriebenes, kleineres oder größeres Geschäft haben, fungieren selbst als Geschäftsführer, als Prokurist, als Handlungsdiener, als Buchhalter in anderen Geschäften. Die größeren, oft auch nur von Frauen geleiteten Geschäfte arbeiten mit Gehilfen. Aber das sind gewöhnlich keine jungen, bartlosen Ladenschwengel, sondern alte, gesetzte Leute mit graumelierten, oft schon völlig weißen, langen Bärten. — Sehr viele Geschäftsfrauen sind in der Tat Witwen, welche nach dem Tode ihres Mannes das Geschäft mit „ungeschwächten Kräften“ fortsetzen. Die Frauen haben im Allgemeinen unter den ärmeren Klassen der russisch-jüdischen Bevölkerung ein viel zäheres, längeres Leben als die Männer.

Nach einer Seite hin bleibt die Frage freilich noch immer bestehen: Wo sind die jungen unverheirateten Männer? Die sitzen meist und lernen. Wenn der Knabe vier Jahre alt ist, wird er schon angehalten das Alef-Beth zu lernen. Wenn er fünf Jahre alt ist, kann er gewöhnlich schon „dawwenen“ (die hebräischen Gebete lesen). Von da ab wird er und zwar

sofort ziemlich scharf ins Gebet genommen. Er muss lernen, lernen nichts als lernen und lernt so fort Tag und Nacht, ob er nun methodisch oder unmethodisch lernt, ob er sich nun profanes oder religiöses Wissen aneignet. Und so lernt er weiter oft bis zu seiner Verheiratung, oft noch drüber hinaus. Die Schwiegereltern verköstigen ihn ja, damit er nur ruhig weiter lernen kann; zum Geschäfte kommt er noch immer früh genug und dann ists mit dem Lernen zu Ende. Mit den Söhnen der meisten Handwerker ist das freilich ganz anders, die werden schon viel früher vom Lernen fortgenommen und zum Handwerk angehalten; „etwas gelernt“ aber haben Alle.

Ganz anders werden die Mädchen gehalten und erzogen. Die armen Dinger! Zum Lernen werden sie wenig oder gar nicht angehalten. Kaum fünf, sechs Jahre alt müssen sie den Haushalt besorgen helfen, die kleineren Geschwister überwachen, selbst die Küche besorgen, da Männer und Frauen ja anderwärts und anderweitig beschäftigt sind. Und sind sie auch nur halbwegs groß und stark genug, sich selbst ihr Brot zu verdienen, dann gehen sie meist aus dem Hause in fremde Geschäfte und werden Ladenmädchen, Schneiderinnen, Putzmacherinnen, Handschuhmacherinnen (ein in Wilna sehr blühendes Gewerbe), Blumenmacherinnen, Friseurinnen, Perrückenmacherinnen — sie erlernen und betreiben ein jedes Gewerbe, zu welchem man Damen nur irgendwie verwenden kann und verdienen wöchentlich, wenn's hochkommt, 80 Kopeken bis einen Rubel. Davon leben sie denn, aber Gott weiß wie! Man verstehe: es sind Töchter Evas und die Eitelkeit lebt in ihnen so mächtig, wie in der großstädtischen Weltdame. Wenn sie an den Sabbathen und Festtagen sich öffentlich zeigen, dann wollen sie es, soweit nur irgend angänglich, der Welt- und Modedame gleichthun. Vielleicht die Hälfte ihres schmalen Verdienstes, wenn nicht noch mehr, nimmt der äußere Ausputz ihrer Person in Anspruch, und man sieht ihnen alsdann gewisslich nicht an, dass sie sich während der Arbeitstage des Brotes nicht satt gegessen haben, um nur die Anschaffung des bisschen Staates und Putzes zu ermöglichen. Ihr armen, geplagten Wesen,

wer will und kann euch das verdenken? Ich wahrlich nicht! Mir schnitt es immer ins Herz, wenn ich die besser Situierten euch beurteilen und verurteilen hörte. „Ja, zu Haus ist nichts als Armut und Elend; die Woche über sparen sie sich den Bissen Brot vom Munde ab, um nur mit dem Flitter sich behängen und es den Reichen gleich tun zu können. Da stolzieren sie einher, man meint Wunder wer und was sie wären! Was aber ists? Eine Schneiderin, eine Handschuhmacherin, die den verdienten Groschen zu weiter nichts verwendet und an Anderes aber auch gar nicht denkt, als an den Staat.“ So und ähnlich, oft noch viel grausamer hörte ich euch verurteilen. Aber glaubt mir, ich habe in das Urteil nicht miteingestimmt. In mir, ihr Wilnaer Mädchen, habt ihr einen warmen Beschützer und Verehrer, aus noch ganz anderen Gründen, die wir erst morgen am Sabbath kennen lernen werden. Was bietet euch denn das Leben? Nichts als Armut und Arbeit. Wenn ihr euch nach sechs mühevollen Tagen den siebenten — den Tag und eure Person — zu schmücken und zu verschönen trachtet, so tut ihr ganz recht daran. Was will der Reiche von euch? Er hat euch ja nichts dazu gegeben. Ihr habt euch das Alles durch saure, ehrenvolle Arbeit verdient und habt gewiss mehr Recht, unendlich mehr Recht an diesen euren Putz, als das Modedämchen, welches aus dem eisernen Geldschanke des Vaters die Mittel entnimmt und direkt aus Paris und Petersburg sich die Robe kommen lässt, womit dasselbe auf Promenaden und Abendgesellschaften einherstolziert. Nicht wahr, ich kann auch sticheln?

Wer nun das liest, mag leicht auf den Gedanken verfallen, das weibliche Geschlecht wäre das zurückgesetzte, das enterbte, das missachtete. Der Gedanke findet auch anscheinend seine Bestätigung in der Wahrnehmung, dass sich alle Sorgfalt der Erziehung und ganz besondere Wertschätzung der Person dem männlichen Geschlechte zuwendet. Allein alle diese Zurücksetzung wird wieder kompensiert durch die Tatsache, dass alle Arbeit und ihr Lohn vorzugsweise dem weiblichen Geschlechte zu Gute kommt, vorzugsweise die Lebensversorgung der Frauen

im Auge hat. Des Vaters erste und höchste Sorge ist es, die Tochter anständig auszustatten und an den Mann zu bringen. Diese Sorge lässt ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Nur zu diesem Zwecke arbeitet und spart er; nur zu diesem Zwecke hungert und bettelt er, wenn's nicht anders geht, um nur seine Tochter rechtzeitig und glücklich „unter die Haube“ — hier hat das Sprichwort noch einen Sinn — „zu bringen.“ Niemand verdenkt dem Vater das, selbst wenn er zu diesem Zwecke auch zu betteln nicht verschmäht; denn „Hachnosas-Kallo“ (Ausstattung der Braut) gilt als eines der vorzüglichsten Pflichten der Gemillus-Chesed (der tätigen Liebe). Und die Töchter kommen auch allesamt — die eine früher, die andere später — unter die Haube. Allein, man kann sich leicht denken, welch ein Meer voll Mühe und Sorge den Eltern so ein Haus voll Töchter bereiten mag. Mit den Söhnen hat der Vater dagegen gar keine Last; die müssen selbst sehen, wie sie fortkommen; und sie kommen auch allesamt fort, wenn sie nur einigermaßen sich für die Welt und das Leben qualifizieren.

Ich kann an dieser Stelle ein hieraus bezügliches „gutes Wörtchen“, welches unter den russischen Juden im Schwange ist, nicht verschweigen. In einer unserer ältesten Liturgien (in der Pesach-Hagada) findet sich der Ausspruch: „Pharao hatte doch nur den Untergang des männlichen Geschlechtes beschlossen, Laban aber wollte Alles zu Grunde richten.“ Was war die Folge? Über Pharao kamen alle erdenklichen Plagen und Laban, der sich im Grunde doch noch tyrannischer gezeigt hatte als Pharao, erhielt einen so vortrefflichen Schwiegersohn, wie den Erzvater Jakob. — Nein, sagt der Therez (die Auflösung der Schwierigkeit), Pharao hat alle diese Plagen zehnfach verdient. Man kann den Juden gar kein größeres Leid zufügen, als wenn man ihm „die Jünglech nimmt und die Maidlech lässt.“

Bezüglich der Arbeitsgeschicklichkeit der russisch-jüdischen Handwerker wird noch Einiges einzufügen sein. Im Großen und Ganzen richtet sich diese ja weniger nach dem Verfertiger, sondern nach dem Austrageber. Der Handwerker muss seine Arbeit stets dem Geschmacke und dem Verlangen seiner Kunden

anzupassen suchen. Allzu große Ansprüche werden an ihn ja nicht gestellt; folglich wird seine Geschicklichkeit im Allgemeinen keine hervorragende zu sein brauchen. Der vornehme und reiche Russe bezieht seine feineren Bedürfnisse meist aus dem Auslande, oder aus seinen Groß- und Residenzstädten des heimischen Handwerkers bedient er sich nur zu seinen ordinären und gröberem Gebrauchsgegenständen. Es gibt aber eigentümlich heimische Produkte, die er aus der Fremde gar nicht beziehen kann, weil sie in der Fremde gar nicht oder nur sehr unvollkommen zu haben sind; an diesen zeigt sich alsdann die Meisterschaft des heimischen Handwerkers. Was der heimische Handwerker zu leisten versteht, davon gibt schon das gemalte Firmenschild Kunde, in welcher Kunst, wie wir bereits gescheit haben, der russische Jude Tüchtiges leistet. Betrachtet man das Schild, abgesehen von den Aufschriften, bloß in den Emblemen des Geschäftsbetriebes — diese gute Zusammenstellung, diese Korrektheit in der Zeichnung und Farbengebung, diese Klarheit in den Umrissen — so liegt darin schon die Gewissheit ausgesprochen, dass der Handwerker einer Stadt, in welcher die Verkaufsstellen und Werkstätten auf diese Weise figurirt und markirt sind, wohl auch solche Gegenstände in Wirklichkeit werde verfertigen können. Dieser wohlgeformte Schuh, diese elegante Robe, dieser prächtige Pelz, dieses stilvolle, reichverzierte Möbel, welche dort in figura mir entgegenblicken, müssen auch wohl in natura hier irgendwo verfertigt werden können. So ist es in der Tat. Da sind Pelzwaren, Klempnerwaren, Gold- und Silberwaren, die nirgends gediegener und eleganter getroffen werden. — Der russische Jude legt großes Gewicht auf den Besitz von Gold- und Silbergefäßen und Zierraten. Diese Industrie steht darum hier in voller Blüthe. Solcher Schönheit und Tüchtigkeit in der Ausführung bei solcher Gediegenheit des Materials wird man anderwärts und wäre es selbst in unseren, mit allem Luxus überschwemmtten Weltstädten, selten begegnen. Ich habe die feste Überzeugung, wenn der Kenner hier suchen wollte, so dürfte er manchem jüdischen Benevenuto Cellini begegnen. Besonders werden in den Gotteshäusern, in den

jüdischen und christlichen, von jüdischen Meistern stammende Gefäße und Zierraten in Gold und Silber, wohl auch künstliche Holzschnitzereien u. dergl. getroffen, die wahrhaft bewundernswert sind; nicht allein in Wilna, sondern ebenso in den kleinern und elenden Ortschaften.

Die Kunstfertigkeit dieses Handwerkers ist ganz eigentümlich geartet. Zunächst hat er seine eigenen Traditionen, wonach er arbeitet; weitem Antrieb gibt ihm das Modell, welches er von anderwärts her empfängt Sein Gestaltungstrieb lässt ihm keine Ruhe, bis er dasselbe in aller seiner Vollendung nachgeahmt hat. Hiezu kommt als dritter und erheblicher Faktor, die eigne Individualität. Vom Meister lernt er wenig, unendlich mehr durch das Modell, am meisten durch sich selbst, seine Phantasie und sein Nachdenken. Das höchste Vorbild, welches er besitzt, ist jener Künstler der Wüste, Bezalel chosch-wechoshev (ein Meister und Denker), der ohne Modell, ohne vorbildliche Arbeit Alles aus sich selbst geschöpft. Alle diese Kunstfertigkeit hat darum ein rein individuelles Gepräge. Sie betätigt sich nicht in großen und reichen Industrien, dazu sind die beschränkten Mittel und primitiven Werkzeuge, womit dieser jüdische Meister arbeitet, schon nicht geeignet; sondern nur in einzelnen Stücken, die alle Sorgfalt und Kunstfertigkeit echter Meisterschaft an sich tragen.

X.

Dass ich alle diese Erfahrungen und Betrachtungen gemacht hätte während meiner kurzen Wanderung durch die Deutsche Straße bis zu meinem Quartier im Europäischen Hof ist nicht wohl denkbar; auch die Erfahrungen der wenigen Stunden während meines Aufenthaltes in Wilna und Minsk hätten hierzu nicht genügt; aber sie haben vollauf zugereicht, um alle die früher schon gewonnenen Erfahrungen zu ergänzen, denselben durch autoptische Überzeugung Halt und Gestalt zu geben, sie klar zu vergegenwärtigen und systematisch zu ordnen. In meinem Zimmer angelangt, warf ich mich, um einen Augenblick

zu ruhen, tief erschöpft auf mein Lager. Aber schon nach einer halben Stunde erschien mein liebenswürdiger Kollege, Dr. Gordon, der eben von einem Geschäftsgange, den er behufs Vereidigung einer Anzahl jüdischer Rekruten gemacht hatte, zurückkam, um mich zu einem Nachmittagsspaziergange durch die Stadt abzuholen. Zu gleichem Zwecke fanden sich auch bald mein Reisegefährte und dessen Bruder, der Primaner eines dortigen Gymnasiums ist, ein. Im Begriff aufzubrechen, wurde der Dajan (richterliche Rabbiner), Rabbi Elias Leiser, gemeldet und wir allesamt noch eine halbe Stunde, bis dieser wieder Abschied genommen, zu bleiben veranlasst. Der Rabbi ist ein kluger, welterfahrener Mann, der bei schwierigen Rechtsfällen weithin zu Rate gezogen wird. Er ist der Schwiegersohn eines auch in Deutschland bekannten Gelehrten, des Rabbiner Israel Lipkin, bekannter unter dem Namen: Rabbi Israel Galanten gegenwärtig in Paris. Ich hatte den Besuch des Dajan wohl nur dem Umstande zu verdanken, dass schon am Freitagnachmittag alle Rechtspflege schweigt und die Gerichtsstube bis Ausgangs des Sabbats geschlossen bleibt; in den Wochentagen ist der Rabbi von dem Frühesten bis zum Spätesten beschäftigt; denn an bestimmte Stunden binden sich die Parteien nicht und sind im Stande tief in der Nacht — ich sage nicht Mitternacht, denn das gilt in Wilna noch gar nicht als spät — den Rabbiner zu irgendeiner Gerichtsverhandlung darin das strittige Objekt vielleicht 50 Kopeken beträgt, aus dem Schläfe zu wecken. Diese halbe Stunde des Zusammenseins hat mir noch manchen Aufschluss über Wilnaer Gemeindeangelegenheiten eingebracht.

Der Rabbiner hatte Abschied genommen und wir schritten zu vier durch das Gewoge und Gewirre der engen Straßen hindurch. Das regste und munterste Leben erhält der Straßenverkehr durch die russische Droschke und ihre gleichgekleideten, breitbärtigen Droschkenkutscher. Unter diesen gibts allerdings viele Christen, die jedoch von den jüdischen Kutschern, zum wenigsten für den Fremden, nicht unterscheidbar sind. Die äußere Haltung und Gehabung ist bei allen dieselbe. Diese Droschke unterscheidet sich wesentlich, und nicht zu ihrem Nach-

teile, von dem schwerfälligen deutschen Gefährt. Es ist eine kleine, mit einem tüchtigen Pferd bespannte Nusschale, oder besser Muschel, in welcher kaum zwei Personen Platz haben. Winkt man, so sind gleich zwei, drei bei der Hand. Man bezahlt seine 15 Kopeken, steigt ein wie auf einem Treppentritte. Mitten in der engsten Straße und im dichtesten Gewühl dreht sie sich wie ein Kreisel, und dahin geht es im schärfsten Trabe ob ein oder zwei Personen, ob mit, ob ohne Gepäck, durch die ganze Stadt. Das Fahren hört Tag und Nacht nicht auf. Der Kutscher kann das bewerkstelligen, da er zu Hause ein Wechselferd hat.

Also fortschreitend gelangten wir in die elegantesten Stadtteile bis zum Kaiserlichen Schloss, der Residenz des Generalgouverneurs Todleben, der zurzeit im Auslande sich befand. Todleben hält die Zügel des Regiments in starker Hand. Ob er den Juden günstig gesinnt ist oder nicht, weiß ich nicht; so viel aber weiß ich, dass er ein ordnungsliebender, entschlossener und gerechter, dass er ein wahrhaft deutscher Mann ist, der alle revolutionären Ausschreitungen, gegen wen sie auch sich richten sollten, mit eiserner Faust niederschlagen würde. Wären die südrussischen Gouvernements ihm anbefohlen gewesen, es wären solche mörderische Ausschreitungen gegen die Juden daselbst nicht vorgekommen. Wir haben während der kurzen Zeit, welche uns noch bis zum Beginne des Sabbaths gegönnt war, ein gutes Stück von Wilna durchwandert. Wilna ist bekanntlich eine sehr alte Stadt und dennoch erscheint es, als wäre Alles erst im Entstehen begriffen. Überall wird niedergerissen und wieder aufgebaut, wird applaniert, gepflanzt, geschleift und geräumt. Ganze Stadtteile stehen nämlich im Begriffe, das alte und veraltete Gewand mit einem modernen und eleganteren zu vertauschen. Es scheint überhaupt eine recht lebhaftere Bautätigkeit sich zu entwickeln. Vorzugsweise kommen dabei die alten Festungswerke, welche geschleift werden, in Betracht, da dieselben, von den Stadtbauten längst überflügelt, gegenstandslos geworden sind. Es werden teilweise dadurch neue Bauplätze gewonnen, teilweise weitausgedehnte und schöne

Parkanlagen geschaffen. Von diesen zeichnet sich der „botanische Garten“ aus, wahrscheinlich, dem Namen nach zu urteilen, ein zur ehemaligen Universität gehöriges Institut, welches, nachdem die Universität aufgehoben, zum öffentlichen Vergnügungsorte umgeschaffen worden ist. Von diesem botanischen Garten wird im Verfolg der Darstellung noch öfter die Rede sein.

Als wir uns auf den Rückweg begaben, da war bereits der Sabbath im Anzuge. Die Arbeiter kamen in Gruppen von ihren Arbeitsstellen an den Chausseen, an den Bauplätzen, an den Verschönerungsanlagen, an der Bodenbearbeitung zurück. Ganz merkwürdig — Grund und Boden besitzen die Juden nicht, dürfen sie nicht besitzen, aber als Lohnarbeiter bei der Bearbeitung der Gärten und Felder mitzuhelfen, das hat ihnen die Milde der russischen Gesetze wenigstens — nicht verboten. Die ärmeren Klassen unter den Juden stellen ein ziemlich starkes Kontingent zur Bodenbearbeitung und erhalten ihre Bezahlung nicht einmal in Geld, sondern meistens, besonders zur Erntezeit, von den Erträgen der Feldfrüchte. Auch in Wilna arbeiten Juden genug in den zahlreichen Kunst- und Handelsgärtnereien und auf den nahen Feldern, die sich am Freitag beeilen rechtzeitig vor Eintritt des Sabbaths zu Hause einzutreffen. Wir begegneten ferner ganzen Schwärmen von jüdischen Lehrlingen und Handlangerjungen, die bei der Bauarbeit beschäftigt sind. Man kennt diese ja in Deutschland, wie sie abends in Rudeln lärmend, vielleicht mit einer Zigarre im Munde und allerlei Unfug treibend, vom Kopf bis Fuß mit Farbe und Tünche bespritzt, von der Arbeit heimkehren. Diese in Russland unterscheiden sich — wie ich sofort bemerken musste — wesentlich von ihren deutschen Kommilitonen. Sie waren ebenso schmutzig, aber ihre Kleider hingen kaum noch in Fetzen über den schlotternden Gebeinen, und matt und hager schlichen sie einher. Der deutsche Bauhandwerker pflegt zu sagen: „Junge friss, sonst kannst du nicht arbeiten;“ der russische hat selbst kaum etwas zu beißen und zu brechen. Immer weiter schreitend, sahen wir noch alle die Geschäfte geöffnet; denn die Ladenbesitzer warten den spätesten, durch das Religionsgesetz bestimmten Termin ab, bis

sie ihre Geschäfte endigen; dann aber mit einem Male, wie auf ein gegebenes Signal, schließen sich alle Läden. Das ist der Moment, da der Sabbath an die Türen klopft und mit freudestrahlendem Gesichte von Allen willkommen geheißen wird. Als dieser Moment endlich eintrat, da konnte ich mit dem Worte der Genesis sprechen: „Und es ward Abend, und es ward Morgen, ein Tag.“ Einen Tag hatte ich unter den russischen Glaubensgenossen verlebt und gelebt und sehr vieles erlebt, wie sich ein Jeder, der mir bis hierher mit aufmerksamem, verständigem Sinne gefolgt ist, mit seinen eignen Augen überzeugen kann. Ich beginne nunmehr die Erlebnisse des zweiten Tages zu erzählen. Ihre Darstellung wird zwar keinen so ausgedehnten Raum erfordern, dagegen aber wird dieselbe vielleicht umso ansprechender sein.

Ein Sabbath in Wilna.

XI.

„Ja Arabiens Märchenbücher
Sehen wir verwünschte Prinzen,
Die zu Zeiten ihre schöne
Urgestalt zurückgewinnen.

Das behaarte Ungeheuer
Ist ein Königssohn geworden,
Schmuckreich, glänzend angekleidet,
Auch verliebt die Flöte blasend.

Doch die Zauberfrist zerrinnt,
Und wir schauen plötzlich wieder
Seine königliche Hoheit
In ein Ungetüm verzottelt.

Einen Prinzen solchen Schicksals
Singt mein Lied. Er ist geheißen
Israel. Ihn hat verwandelt
Hexenspruch in einen Hund.

Hund mit hündischen Gedanken,
Köttert er die ganze Woche
Durch des Lebens Kot und Kehricht,
Gassenbuben zum Gespötte.

Aber jeden Freitagabend,
In der Dämmerungstunde plötzlich
Weicht der Zauber, und der Hund
Wird auf's Neu' ein menschlich Wesen.

Mensch mit menschlichen Gefühlen,
 Mit erhobnem Haupt und Herzen;
 Festlich, reinlich schier gekleidet,
 Tritt er in des Vaters Halle.

„Sei begrüßt, geliebte Halle
 Meines königlichen Vaters!
 Zelte Jakobs, eure heil'gen
 Eingangspfoften küsst mein Mund.“ . . .

Lieber Leser! Kennst du das Heine'sche Lied von der „Prinzessin Sabbath?“ Was da mit wahrhaft poetischer Schauenstiefe und Gestaltungskraft gesungen ist, das will ich dir jetzt in einfacher Prosa darzustellen versuchen; seine Vorbereitungen, seinen Verlauf und seinen Ausgang Schritt für Schritt begleitend. Nur selten in meinem Leben habe ich die Betätigung und Bestätigung des dichterischen Ideals mit der nackten Wirklichkeit so lebhaft empfunden und erfahren, wie hier in Wilna. Als ich am Freitagvormittag mit meinem Kollegen die Straßen entlang, an einem der größten Märkte für den Küchenbedarf vorüberschritt und auf die vielen verhärmten und verhärteten Gesichter aufmerksam wurde, diese vertrockneten und verdorrten Männergestalten, welche schlecht bekleidet als Händler, Handwerker, Tagelöhner, oft mit schwerer Last beladen dahinkeuchten; und die noch weit elenderen Frauengestalten, die oft, einen Säugling an der welken Brust, bei ihren Frucht- und Gemüsekörben saßen: — da war es nicht ich, sondern mein, an solchen Anblick gewöhnter Kollege, welcher die Bemerkung machte: „Steht nicht auf jedem dieser Gesichter der Bibelspruch eingegraben: Meajin jowô esri? „Woher wird mir Hülfe kommen?“ — Als nun der Sabbath gekommen war und ich dieselben Menschen still vergnügt, gemächlich und behaglich dahinschreiten sah, „festlich, reinlich schier gekleidet“, vielleicht dieselben Menschen, aber gar nicht mehr dieselben, gestern noch ein Hund, heute ein Fürst, da hatte ich die Antwort auf die Frage gefunden. Sie liegt ausgesprochen in dem zweiten Teile des Verses: „Esri me'im Adonai ôse schomajim woorez.“ „Meine

Hilfe kommt von Gott dem Schöpfer des Himmels und der Erde.“ Von ihm, der in sechs Tagen Himmel und Erde geschaffen hat und am siebenten Tage geruht und — wajinofasch — in seine Geistigkeit sich zurückgezogen und gleichermaßen für den Israeliten, wie für alle Welt den siebenten Tag gesegnet und geheiligt hat.

Kann man's nun diesen Leuten verdenken, wenn sie die ganze Woche hindurch nur an den Sabbath denken und nur für den Sabbath zu arbeiten scheinen, wenn sie an die Ausstattung und Verherrlichung des Sabbaths (lekowôt Schabbos) vielleicht die Hälfte ihres spärlichen Verdienstes wenden? Was braucht ein Hund zu seinem Bedarfe; aber der Fürst muss fürstlich leben.

Die vorsorgliche Hausfrau beginnt schon spätestens Mittwoch auf den Sabbath Bedacht zu nehmen. Alles was ihr von da ab als besondere Zierde des Tisches und des Gaumens begegnet, das wird für den Sabbath aufgespart; auf diese Weise ist bis zum Freitagmittag Alles, was zur Sabbathlust (Oneg Schabbos) gehört, zusammengebracht Nun beginnt die direkte Vorbereitung. Der Scholent-Topf wird mit seinem kostbaren Inhalt gefüllt und zum Bäcker gebracht. Dieses ist bekanntlich das beliebte, dichterbesungene Nationalgericht, das von Freitagnachmittag bis zum Sonnabendmittag im Scholent-Ofen steht und dann verzehrt wird. Woraus das besteht, ja das weiß ich nicht so recht anzugeben, da muss man die jüdische Hausfrau fragen. Die Not, die größte Erfinderin, hat auch dieses Gericht, wie überhaupt den Scholent-Ofen, erdacht, und das ist vielleicht gar nicht ihre schlechteste Erfindung. Der religiöse Jude lässt nämlich kein Feuer in seiner Wohnung anzünden, zum wenigsten am Sonnabend nicht das geringste auf dem Feuer bereiten; so wills das strenge Sabbathgesetz. Die Notwendigkeit, ein Sabbath würdiges, warmes Gericht auf den Tisch zu bringen, hat zur Erfindung des Scholent geführt. Die Zubereitung dieses Gerichtes muss schon sehr alt sein, denn die Sage erzählt: Ein Kaiser, der mit einem jüdischen Rabbiner sehr befreundet, war einst bei diesem am Sabbath zu

Gast und das Gericht mundete ihm so vortrefflich, dass er sich jüdische Köche kommen ließ, um sich dasselbe zubereiten zu lassen. Allein es wollte ihm durchaus nicht mehr so munden. Verwundert fragt er den Freund nach dem Grunde. „Wie hätte dir das Gericht schmecken können“, antwortet der Rabbi, „da ihm die Hauptwürze gefehlt hat.“ Schon will der Kaiser den Köchen an den Kragen, weil sie anscheinend ihn zu täuschen versucht. Allein der Rabbi besänftigt den Kaiser: „Das Gewürz hinzuzutun stand nicht in der Macht der Köche; dieses Gewürz ist ja der Sabbath.“

Ist der Scholent bereitet und zum Ofen besorgt, dann werden auf die blankgeputzten Leuchter die Sabbathlichter gesteckt. In Russland kennt man die vielzackige, über dem Tische an der Decke aufgehängte Sabbathlampe, die ehemals, vielleicht auch heute noch in Süd- und Mittel-Deutschland im Gebrauche war, auch; allein dieselbe ist mit der Zeit dort wie hier stark in Abnahme gekommen. Jetzt wird das schlossweiße Linnen zum Bettüberzug und zur Tischbedeckung hervorgesucht, die frischen noch halbwarmen „Challos“, anderwärts in Deutschland auch Berches, Tatscher, Stritzel u. s. w. genannt, werden vom Bäcker geholt. Das sind jene geflochtenen Weizenbrote, worüber das Kiddusch- (Heiligungs-) Gebet, womit man am Freitagabend die häusliche Sabbathfeier einleitet, gesprochen wird. Sie sollen bei diesem Gebete, wie bei jeder Sabbathmahlzeit als Lechem-Mischne, als Doppelbrot, vorhanden sein. In vielen Haushaltungen hat sogar ein jedes männliche Mitglied, welches nur den Segensspruch sprechen kann, auch sein Lechem-Mischne. Da sind zwei großmächtige Brote für den Hausherrn und eine ganze Reihe kleiner und kleinster für die übrigen männlichen Hausgenossen. Ist das alles geschehen und noch eine ganze Anzahl anderer Vorrichtungen getroffen, dann werden die Fische für den Freitagabend gekocht; hier in Wilna die bekannten, berühmten und beliebten russischen Pfefferfische, ohne welche es nun einmal nicht geht. Der fromme, glaubenseifrige Jude tuts hier nicht anders, er muss „zur Ehre des Sabbaths“ bei der Zubereitung der Sabbathfische selbst mittätig sein. Der

russische Jude ist der größte Fischesser der Welt. Eine ordentliche Mahlzeit, ohne den vorausgegangenen Pfefferfisch, ist ihm etwas rein Undenkbares. Wir halten den Fisch für eine der ursprünglichen und fortdauernden Existenzbedingungen der Stadt Wilna. Woher jedoch die 20 000 jüdischen Familien, da Wilna einen größeren, fischreichen Fluss nicht besitzt, ihre Fische empfangen, das ist mir bis jetzt ein Rätsel geblieben. Vielleicht, dass die geehrten Wilnaer den natürlichen Hergang zu erklären wissen; ich war stark versucht, die Sache auf ein besonderes Ness (Wunder) zurückzuführen, mittelst dessen einem jeden Wilnaer am Schabbos seine Portion Fische zu Teil wird.

Ist endlich das Alles vom Kleinsten bis zum Größten vorbereitet und der Abend herangerückt, dann erscheint die Hausfrau, eine blendend weiße Tüllhaube auf dem Haupte, die weiße breite Schabbos-Schürze vorgebunden und zündet die Sabbathlichter an; fünf, sechs Lichter und mehr. Diese Sabbathlichter anzuzünden, ist ja eine von den drei Hauptpflichten der jüdischen Frau. Nun hält sie die beiden Hände vor die Augen, derart, dass die Handfläche den Lichtern zugekehrt ist und spricht den Segensspruch über das Licht. „Gelobt seist du Gott König der Welt, der du uns durch deine Gebote geheiligt und befohlen hast, das Sabbathlicht anzuzünden.“ Sie lässt die Hände sinken, dass ihr der volle Glanz der Lichter entgegenstrahlt, und in diesem Lichtglanze erblickt sie den Sabbath, der in ihre Wohnung eingezogen ist, mit Ruhe und Frieden, mit Glanz und Fülle, ein Stück jenseitiger Seligkeit, welche Gott der gequälten Menschheit schon in diesem Leben zu Teil werden ließ. „Dereinst“ — so steht geschrieben — „wird Gott einem jeden Gerechten im Jenseits 310 Welten (Schai Olomos) zu Teil werden lassen.“ — Es ist unschwer einzusehen, warum gerade 310 Welten. Für jeden Arbeitstag des Jahres, an welchem er sicher vom Leben nichts genossen, eine ganze Welt; nur für den Sabbath nicht, der ihm schon hienieden eine Welt des Genusses und der Seligkeit geboten.

XII.

Bevor wir jedoch, ähnlich der Wilnaer Hausfrau, der Sabbathlust uns hingeben können, haben wir auch noch auf manche andere Vorgänge, in welchen sich die Wilnaer Stadteigentümlichkeiten weit lebhafter aussprechen, Rücksicht zu nehmen; denn schließlich hat vielleicht jede echtjüdische Hausfrau in der ganzen Welt im Vorstehenden eine Schilderung ihres eignen freitäglichen Lebens und Tuns wieder zu erkennen geglaubt. In der Organisation des Wilnaer Bettlergewerbes übernimmt „Prinzessin Sabbath“ die Rolle der Primadonna. Wir reden von einer Organisation; eine solche existiert, wenn sie auch nur sehr unvollkommen durchgeführt sein mag. Die allzu starke Belästigung musste schließlich die Almosenspender zu der Drohung veranlassen: „Wenn ihr mehr als einmal wöchentlich vorsprechen werdet, so geb ich euch gar nichts mehr.“ Dieser Drohung wussten die Bettler dadurch zu begegnen, dass sie sich gewöhnten, an gewissen Wochentagen nur die Bewohner bestimmter Straßen heimzusuchen und zwar an einem jeden Wochentage andere Straßen und Stadtteile. Von Mittwoch an muss schon der Sabbath die *captatio benevolentiae* oder *misericordiae* leihen. Am Mittwoch betteln sie um Licht, am Donnerstag um Mehl zum Sabbath. Am Freitag — nun da heißt schlechthin: „Gebt mir etwas zu Schabbos.“ Auch die „Zedoko gedolo“ (siehe oben) öffnet am Freitag ihre Schleusen für die „Jordim“ (die Herabgekommenen). Sie verteilt die Unterstützungen an die „Woche“ (die Empfänger von wöchentlichen Unterstützungen), prüft die eingegangenen Unterstützungsgesuche und gibt wohl auch aus eignem Antriebe Unterstützungen an ehrbare, in Bedrängnis geratene Personen. Freilich dieser Zedoko fehlt auch nicht die Zeoko. Denn gleichzeitig schickt sie auch ihren Exekutor, gewöhnlich ein alter, abgedankter Soldat, um Rückstände einzutreiben. Der Freitag ist dazu der geeignetste Tag, denn da findet man die Restanten zu Hause, und die eben blankgeputztem bereitstehenden Gefäße bilden gar treffliche Pfandobjekte.

Das allerregste Leben und Treiben entwickelt der Freitag

den ganzen Tag hindurch auf dem Schulhofe und seinen Nebengassen. Zunächst wird daselbst alles Erdenkliche, was zu des Sabbath's Genuss und Zierde gereicht, feilgeboten; neben dem gewöhnlichen Küchen- und Tischbedarf alle Arten von Konfitüren und Früchte. Die Wilnaer Lekechs (Lebkuchen, Biscuits) sind berühmt. Das lebhafteste Geschäft wird getrieben mit jenen bloß aus Eiern und Mehl — ganz ohne Wasser oder Milch — zubereiteten Kringeln und dünnen Fladen. Das hat seinen Grund in den jüdischen Speisegesetzen Ihr bestes Geschäft machen an diesem Tage die Zizis-Verkäufer. Ein jeder nimmt sich am Freitag die Zeit, die schadhaft gewordenen Zizis (Schaufäden an den Ecken des Gebetmantels) durch neue zu ersetzen und nach ritueller Vorschrift sie anzuflechten. Ein ganz besonderer Industrie- und Verkaufsgegenstand bilden, besonders zur Winterzeit, wenn die Früchte fehlen, die bereits abgekochten Bohnen, grauen Erbsen und geriebenen Kartoffeln, welche in erstaunlichen Mengen Absatz finden. Um halb ein Uhr beginnt in den verschiedenen Synagogen das Mincha-Gebet; dies nimmt ja kaum eine Viertelstunde in Anspruch, allein ein Minjan (s. oben) reiht sich, selbst während der langen Sommernachmittage, immer dem andern an, bis zum Abendgebete. Nach dem Mincha-Gebete eilen die meisten, ein Bad zu nehmen, zu welchem Behufe am Freitagnachmittag alle Bäder und Bäder aller Art bereitgestellt werden; kalte und warme, in großen Bassins und einzelnen Wannen. Der russische Jude badet gern und viel. Die Badefrequenz ist zu den Festzeiten eine wahrhaft ungeheure.

Auf dem Schulhof vollzieht sich noch ein gar eigentümlicher Akt echt jüdischer Frömmigkeit, dessen Übung und Bedeutung jedoch derart in der Abnahme begriffen ist, dass er wohl bald ganz und gar beseitigt sein mag. Gemeint ist das Lichtbensen der Frauen in der großen Schul. Wir haben bereits gehört, dass das Anzünden der Sabbathlichter eine der drei Hauptpflichten der jüdischen Frau ausmache. Gemeint ist das Anzünden der Lichter in ihrer Wohnung, in ihrer Häuslichkeit. Nicht eine jede Frau hat eine solche Wohnung und

Häuslichkeit. Andererseits mag bei der tiefreligiösen Frau die Meinung geherrscht haben, dass diese ihre religiöse Pflicht auch an heiliger Stätte geübt, von ganz besonderer Verdienstlichkeit sei. Zudem ist es ein uralter Gebrauch der jüdischen Frau, diese ihre auferlegten Pflichten mit einer freiwilligen Pflicht, dem Almosenspenden, zu verbinden. Vielleicht ist auch hierin die Entstehung des in Rede stehenden Gebrauchs zu suchen. Genug am Freitagnachmittag nimmt die Frau ihr Licht, eilt damit in die große Schul und sucht dieses Licht auf irgendeinem der zahlreichen Leuchter, womöglich an bevorzugter Stelle, anzubringen, zündet es an, spricht ihren frommen Spruch und wirft, ob vor, ob nach diesem Akte, weiß ich nicht anzugeben, einer von den in langen Reihen dastehenden oder sitzenden armen Frauen ein Almosen zu und geht fort. Die Schuldiener nehmen die Lichter sofort wieder ab und legen sie in bereitstehende Kasten. Andere Frauen drängen sich zu gleicher Vornahme heran, Frauen aus allen Ständen, reiche und geringe. Die Höckerin kommt mit ihrem geleerten Korbe, ebenso andere Arbeitsfrauen mitten unter den Frauen der reichen Hausbesitzer, zünden ihr Licht an und spenden ihre Gabe. So geht das fort bis zum Abendgebet, derart, dass die Schuldiener oft Mühe haben, die noch immer herandrängenden Frauen, die gerne noch ihr Licht und ihren Kopeken anbringen möchten, zurückzuhalten. Die Massen gespendeter Lichter finden in den Synagogen und Lehrhäusern die beste Verwendung.

Der Tag neigt sich endlich seinem Ende zu. Längst hat sich die ganze Familie in den Feststaat geworfen. Da kömmt der Schulklopfer mit seinem Hammer die Straße heraus, tut abwechselnd rechts und links seine drei Schläge an irgendeine Pforte, Die Sabbathstille folgt ihm auf den Fersen. Alle Geschäfte schließen sich mit einem Male und in wenigen Minuten steht der Mann den Siddur (Gebetbuch) unter dem Arme und einen kleinen Jungen an der Hand bereit, um seine Synagoge aufzusuchen. Dort im Bethaus brennen bereits auf den zahlreichen herabhängenden Kronleuchtern, uralte messingne, oft recht kunstvoll gearbeitete Lichthalter. eine Masse Lichter; Alles

strahlt in hellstem Lichtglanze und Kabolus-Schabbos (der Sabbathempfang) beginnt. Der Verlauf des Gottesdienstes ist ja überall in allen jüdischen Synagogen derselbe. Nicht

Vor dem Schreine, der die Thora
Aufbewahrt und verhängt ist
Mit der kostbar seidnen Decke,
Die von Edelsteinen funkelt,

sondern auf dem Almemor (der Tribüne) mitten in der Synagoge, welche zum Vorlesen der Thora bestimmt ist, steht der Chasan (Gemeindesänger), das Talis kunstgerecht geachsel und dabei tief über die Stirne gezogen, und er beginnt: Lechu nerannano ladonai „Auf lasst uns jauchzen zu Gott, jubeln dem Hort unserer Hilfe.“ Erst nach Vollendung dieser Eingangspsalmen intoniert der Chasan das berühmte Sabbathlied:

Trällert vor sich hin ganz leise,
Bis er endlich laut aufjubelnd
Seine Stimm' erhebend singt:
„Lecho Dodi likras Kallo.“

„Lecho Dodi likras Kallo —
Komm, Geliebter, deiner harret
Schon die Braut, die dir entschleiert
Ihr verschämtes Angesicht!“

Das Lied ist nun zwar nicht, wie Heine den Mann nennt, von dem Hochberühmten Minnesinger Don Jehuda den Halevy; allein was Schwung und Kraft des dichterischen Wortes betrifft, womit dem leid- und lastgedrückten Volke die unzerstörbaren Tröstungen des Glaubens verkündet werden — dürfte es doch seines Gleichen suchen.

Der Gottesdienst ist zu Ende. Zu Hause warten Weib und Tochter auf die Nachhausekunft des Vaters, auf den Segen den er ihnen erteilt und auf die Erlaubnis, endlich sich zu Tische setzen zu dürfen; denn hungrig sind sie Alle, mächtig hungrig. Lukullische Mahlzeiten gibts auch während den Wochentagen

nicht; jedoch am Freitag wird förmlich gefastet, damit abends mit vollem Appetit die Mahlzeit eingenommen werde. — Allein so rasch sollen sie doch noch nicht zu Tische kommen. Zuerst müssen die himmlischen Gäste begrüßt werden, welche eben gleichzeitig mit dem Hausherrn angelangt sind. „Scholôm alêchem, Friede mit euch, ihr Friedensengel, ihr Engel des Höchsten vom König aller Könige, dem Heiligen gelobt sei er etc.“ Auch die edle, sorgsame Hausfrau, welche Alles so vortrefflich eingerichtet hat, muss ihr Lob haben. Ja, jetzt ist die beste Zeit und Gelegenheit, um jenes „goldne A. B. C. des Frauenlobs,“ wie es besser kein Minne- und kein Meistersänger der Jetzt- und der Vorzeit jemals hat erdacht und gemacht, zu verlautbaren. Gemeint ist jenes alphabetisch eingerichtete 31. Kapitel der Spr. Sal. 10 ff. „Esches chajil etc.“ „Wer ein biedres Weib gefunden, dessen Erwerb ist weit besser als Perlen etc.“ Auch noch andere Gebete und Gesänge hat der Hausvater, wenn er darauf besonderes Gewicht legt, zu rezitieren, wovon der harrenden Familie das letzte Wort ganz besonders erbaulich klingt, denn das ist das Signal zu Kiddusch (der Segensspruch der Sabbathheiligung), wozu auch ein Becher Wein oder sonst irgendeines der landesüblichen Getränke gehört. Darauf wäscht man sich die Hände, die Challos werden angeschnitten, immer mit einem Segensspruche, und jetzt beginnt die Mahlzeit.

Nichts geht über die Genussesseligkeit einer solchen Freitag-Abendmahlzeit, zumal wenn sie von gesundem Appetit gewürzt wird. Ich weiß das aus Erfahrung, lieber Leser! Nicht von heute und gestern — man wird älter, die Verdauungs- und Genussessfähigkeit nimmt ab und verliert sich schließlich bis auf ein Minimum; aber ich weiß das noch aus meiner Jugendzeit in meiner Eltern Haus. Wer diese waren, will ich dir auch bei dieser Gelegenheit sagen. Mein Vater war ein nicht gerade armer, aber auch nicht sehr wohlhabender Viehhändler in einem kurhessischen Dorfe. Vater und Mutter, blutarm von Hause aus, er ein Knecht, sie eine Magd, hatten einander geliebt und geheiratet und hatten in dem genannten Dorfe, woselbst mein Vater geboren war, sich niedergelassen. Sie besaßen später

Haus und Hof und zwar das gastfreieste auf viele Meilen in der Runde. Längst deckt die Erde die Hingeschiedenen. Zu den untersten Ständen gehörend, waren sie mit wahrhaft edlem, erhabenem, königlichem Herz und Sinn ausgestattet, wie selten ein Paar getroffen wird und noch seltener zusammenkommt und zusammenstimmt. Jeder, welcher die Hingeschiedenen gekannt hat, und das waren gewiss nicht Wenige in Stadt und Land, werden mir das willig und neidlos bezeugen. Wie ich dazu komme, fragst du lieber Leser, an dieser Stelle gerade meiner Herkunft und meiner Eltern zu gedenken? Weil ich an diesem Freitag in Wilna auch lebhaft an die Eltern gedacht habe, weil überhaupt kein Freitagabend vergeht, der mich nicht an die Teuern erinnert. Von der Sabbathherrlichkeit umstrahlt, erscheinen mir die Verklärten noch unendlich ehrwürdiger vor dem geistigen Auge. Mit fürstlichem Anstand präsierten sie bei der Tafel an ihrem bestimmten, geheiligten Sitze. Niemand von uns hätte es je gewagt, sich auf diese Plätze niederzusetzen. Noch während des Essens sammelte sich nach und nach eine stattliche Gesellschaft von Juden und Christen in unserer Wohnstube an, darunter sämtliche jüdische junge Leute des Ortes. Sehr viele waren das nicht, denn es wohnten in unserem, 500 Seelen zählenden Orte überhaupt nur 8 jüdische Familien. Nach dem Essen wurde während des Winterhalbjahres Semiros (die Freitag-Abendgesänge) gesungen. Die althergebrachten Melodien hatten nach und nach alle Verschnörkelungen eingebüßt, denn in unserem Hause wurden sie mehrstimmig gesungen. Nachdem das Tischgebet gesprochen, die Tafel aufgehoben war, brachte die Mutter das Shabbosobst. Jeder nahm etwas und sprach seinen Segensspruch vor dem Genusse. Während der Obstzeit wurden ganze Massen frischen Obstes konsumiert. Middleweile hatte der Nachtwächter zehnmal sein langes, hölzernes Horn erklingen lassen, ein Jeder empfahl sich mit einer herzlichen guten Nacht. Die Nebenumstände hinweggedacht, wird der Verlauf der Freitag-Abendmahlzeit wohl überall derselbe sein.

Als ich am Freitagabend in Wilna viel später als

zehn Uhr meinen werten Gastgebern, Herrn Elias Kossowski und Frau, gute Nacht sagte und die Straßen durchschritt, um in meine Gasthauswohnung zu gelangen, da erstrahlten noch alle Fenster, wie die ganze innere Stadt Wilna, die eigentliche City, in lauter Licht. Noch war die Illumination, welche zu den Empfangsfeierlichkeiten der „Prinzessin Sabbath“ gehört, nicht erloschen. Die russische Regierung hat wenig Respekt vor der Prinzessin gezeigt, sonst hätte sie diese Lichter nicht mit einer Steuer, der sogenannten Lichtsteuer, belegt. Diese Steuer soll freilich wieder zu Gunsten der jüdischen Bevölkerung verwandt werden. Wie? und wozu? hierüber wusste man mir keinen rechten Aufschluss zu geben, obschon dieselbe jährlich einen sehr bedeutenden Ertrag bringen muss. Die Regierung, welche von den Gemeinden größere Steuerbeträge zur Verwaltung der jüdischen Angelegenheiten verlangte, empfing zur Antwort: Wir sind zu arm, sind schon allzu sehr mit Steuern überbürdet und können diese Beträge unter uns nicht aufbringen. Da wurde aber entgegnet: Wenn ihr so arm seid, wie wäre es möglich, euch am Freitagabend mit solchem Lichtglanze, als ob euer Haus eine Fürstenwohnung wäre, zu umgeben? Steuert von euren Sabbathlichtern! Die Regierung wollte darauf nicht Rücksicht nehmen, dass die russischen Juden die Woche über „wie die Hunde“ leben, um die Fürstlichkeit des Sabbaths auch einigermaßen fürstlich ausstatten zu können, und sie führte die Lichtsteuer ein. Beahlt diese Steuer mit Vergnügen, ihr Brüder! Einen Augenblick gelebt als Fürst, wird um diese Lappalie nicht zu teuer erkaufte.

XIII.

In der Frühe des Sabbathe, halb sieben Uhr, war ich schon wieder auf dem Schulhofe und wanderte von Schul zu Schul, von Klaus zu Klaus, weniger um eine passende Gebetstätte auszusuchen, als vielmehr weitere Erfahrungen zu sammeln, neue eigentümliche Züge zur Darstellung des Gesamtbildes. Wenn ich am Freitag früh trotz meines fremdländischen Habitus

von Allen mit Ausnahme der Bettler vollkommen übersehen wurde, so war das heute nicht mehr der Fall. Der Wilnaer ist auch neugierig, aber nur am Sabbath; die Woche über hat er keine Zeit dazu. Heute war ich bald ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Man hatte auch etwas über den Zweck meines Aufenthaltes herausgebracht — aber nicht das Rechte. Viele mochten aus den hebräischen Zeitschriften erfahren haben, dass die Alliance Israélite Universelle in Paris mit dem Plane umgehe, eine Person oder Kommission nach Südrussland zur Verteilung ihrer Sammlungen an Ort und Stelle zu senden, und nun hatte man bald herausgebracht, dass ich diese Person sei; ohne lästige Fragen zu stellen, war ein jeder bereit, mich auf Alles aufmerksam zu machen, mir dies und jenes Merkwürdige zu zeigen, und mich zum Gebete in seiner Klaus einzuladen. Allein ich hielt mich nirgends lange auf, bis ich nach längerer Wanderung an einer zu ebener Erde gelegenen Klaus vorüberschritt, „Schiwo keruim“ (die sieben Gerufenen) mit Namen. Dort hat man nämlich, um den Gottesdienst zu verkürzen und zu vereinfachen, alle Einschaltungen, alles Überflüssige beseitigt. Auch der gebräuchliche Achron (Letzter) wird nicht zur Thoravorlesung gerufen, sondern nur die vorgeschriebenen Sieben. Daher der Name. Hier schloss ich mich den Betenden an, verblieb daselbst aber auch nur bis nach Beendigung des „Schachris“. Die Luft war in dem kleinen, überfüllten Raume dumpf und schwer und bis zum Ersticken heiß.

Bei meiner Wanderung von Bethaus zu Bethaus war ich — gewiss ein höchst merkwürdiger Zufall — auch auf eine Kundgebung des nihilistischen Revolutionskomitee's gestoßen. Schon am Freitagabend bemerkte ich an den Synagogentüren ein gedrucktes Plakat in russischer Sprache. Ich hielt es für eine Bekanntmachung der Behörden, denn sowohl diese als auch die Gemeindeverwaltung verbreitert auf solche Weise ihre Publikationen. Hier und da blieb wohl einer oder der andere stehen, um das Plakat zu lesen: ich besinne mich durchaus nicht, dass man demselben besondere Beachtung geschenkt hätte. So abends,

so morgens. Da bemerkte ich vor einer Synagogentür eine größere Menschenmasse stehen und schauen; ich trete hinzu und sehe zwei Polizeibeamten, welche beflissen sind, das Plakat mit größter Sorgsamkeit von der Türe abzulösen. Ich frug den Einen und den Andern, was das zu bedeuten habe, was der Inhalt des Blattes sei, erhielt aber meist zur Antwort: Ich kann russisch nicht lesen. Andere, die ich frug, sahen mich bedeutungsvoll an und zuckten mit den Achseln. Ich sah mir wenigstens das Blatt genauer an. Es war ein kleines Quartblatt des schlechtesten Druckpapiers. Ebenso unvollkommen wie das Papier war auch der Druck; obwohl durchaus leserlich, erschien derselbe einem bloßen Bürstenabzug doch viel ähnlicher, als einem durch die Presse hergestellten Druckwerke. Zunächst war von den Umstehenden über den Inhalt nichts zu erfahren, obschon ich unschwer bemerken konnte, dass der Inhalt nicht allein Diesem und Jenem, sondern Allen bekannt sein müsse. Etwa fünfzig Schritte weiter gelangte ich, eine Treppe emporsteigend, zum Eingange eines größeren Bethauses. Vor der inneren Türe stand ein junger Mann, der sich abmühte, den Inhalt des auch daselbst angeklebten Plakats zu entziffern. „Können Sie mir nicht sagen,“ frug ich, „was da drinsteht?“ „Ich weiß wohl, was da drinsteht, aber ich kann's nicht sagen, weil ich nicht so gut zu reden verstehe.“ Das und nur das war es, weshalb auch die andern nicht mit der Sprache herauswollten. Es geschah nicht etwa aus Scheu, sondern aus Unfähigkeit, den Inhalt in die deutsche Sprache zu übertragen. Das Plakat war in der Nacht von Donnerstag auf Freitag angeklebt worden und der Inhalt schon seit gestern allgemein bekannt. Der Inhalt, wie ich später erfuhr, war etwa folgender: „Hebräer! Man will Euch glauben machen, wir, die Nihilisten, hätten Euch den Pöbel auf den Hals gehetzt. Glaubt das nur nicht; wir sind nicht Eure Feinde. Die Agenten der Regierung haben das getan, um den Zorn des aufgeregten Volkes von der Regierung abzulenken und Euch der Volkswut preiszugeben. Ihr wisst nun, wo Ihr Eure Feinde zu suchen habt.“ Unterschrieben war das Plakat von dem bekannten Revo-

lutionskomitee Man bezweifelte vielfach die Echtheit dieser Kundgebung. Wer weiß, sagte man, wer sich diesen Spaß gemacht. Allein als Spaß war der Inhalt zu tendenziös und ernst; überhaupt ein schlechter Spaß, bei dem Leib und Leben riskiert wird.

Vor dem Mussaf-Gebet (zweiter Teil des Sabbath- und Festgottesdienstes), wollte ich erst frühstücken und noch ein wenig in den Straßen promenieren. Ich durfte sicher sein, auch noch viel später irgendeinen Minjan zu finden, dem man zum gemeinsamen Gebet sich anschließen konnte. Nach dem Frühstück, das bald beendet war, begab ich mich wieder auf die Wanderschaft. Die Straßen waren heute ebenso belebt wie gestern; aber diese Menschen waren nicht mehr dieselben und das Treiben ein von dem gestrigen himmelweit verschiedenes. Kein Hasten und Hatzen, kein Rennen und Jagen; Alles still, vergnügt, friedlich und gemächlich. Hie und da sah man wohl rascheren Schrittes einen Mann mit dem Talisbeutel unter dem Arme, einen kleinen Jungen vor sich hertreibend, dahineilen. Er hatte sein Gebet noch nicht verrichtet und eilte seinem Gotteshause zu, der Junge aber folgte dem Vater nur widerwillig; ihm gefiels auf der Straße offenbar besser als in der engen Synagoge. Die Übrigen dagegen, welche ihren Gottesdienst ganz oder teilweise bereits beendet und ihr Frühstück eingenommen hatten, schleuderten dahin so behaglich und seelenruhig, „wir Adam einst im Paradiese, die Seligen auf der Asphodeloswiese.“ Alle diese friedseligen Menschen in ihren langen, dunkeln, bis fast zu den Knöcheln reichenden Gewändern, wie sie einzeln ruhig dahinschlenderten, wie sie mit rascherem Schritte zu ihren Gotteshäusern sich begaben, wie sie stromweise aus ihren Gotteshäusern wieder zurückkamen und nach allen Richtungen sich verliefen, boten ein Bild der Sabbathherrlichkeit, wie ich ein ähnliches noch nie gesehen.

Ich hatte mir vorgenommen, dahier an richtiger Stelle und Quelle einmal gründlich nachzuforschen, ob auch etwas Wahres sei an all den verzogenen und verzerrten Bildern, welche ein Hellwald, ein Henne-Am Rhyn und sonstige gute

Freunde des jüdischen Stammes — um des trichinösen Antisemitengesindels gar nicht zu gedenken — von der äußeren Erscheinungsweise des Juden entworfen. Man hat doch auch seine Augen, die man von Jugend auf an genaue Betrachtung der Dinge gewöhnt hat. Den Gesichtsausdruck als den Spiegel des inneren Wesens, Haltung und Gestaltung der Körperformen als Hindeutung auf die Charaktereigentümlichkeiten der Menschen, zog ich von jeher mit großer Vorliebe in Betracht. Früheren und jetzigen Erfahrungen gemäß darf ich kühnlich behaupten, dass an allen diesen Beschreibungen und Darstellungen Zug für Zug, jeder Zoll eine Lüge ist. Hierher sollten die Herren kommen und ihre Studien machen, hier laufen die Idealgestalten schöner Menschheitsformen zu Dutzenden auf den Straßen umher. Es ist ja wahr, die tausendjährigen Sklavereien, Verfolgungen und Misshandlungen, die schweren Sorgen und Arbeiten, „Das Joch der Thora und des Weltlaufs“, haben diese Rücken stark gekrümmt und in diese Gesichtszügen sich tief eingegraben; allein der Atavismus wirkt so stark, dass überall, wo auch nur ein klein wenig Frieden und Behäbigkeit eintritt, sofort Männergestalten zum Vorschein kommen, wie sie sich den prächtigsten und eindrucksvollsten aller Nationen beigesellen. Mir waren diese Männergestalten nichts Neues; ich habe dergleichen auch an unserem Orte das Jahr über häufig genug zu sehen Gelegenheit, besonders im Herbst, wenn der reiche volhynische Holzhändler und seine Getrossen aus den Wilnaer und Minsker Gouvernements hier eintreffen, die Hünengestalten mit ihren wallenden Bärten, den feingeschnittenen Lippen und den vielleicht etwas zu geradlinigen und scharfrückigen oder aber kurzen und stumpfen Nasen. Allein eine Form der Männerschöne hatte ich doch erst in Wilna recht zu bewundern Gelegenheit; das sind jene ehrwürdigen Greisengestalten, die in solcher Pracht und Herrlichkeit anderwärts viel seltener vorkommen. Man braucht nicht lange danach zu suchen, man gehe nur hinein in die oben beschriebene Altersversorgungsanstalt und man findet Charakterköpfe — ein Rembrandt hat sie uns nicht eindrucksvoller gemalt.

Ich habe einmal einen russischen Juden ein dies betreffendes gar merkwürdiges Wort aussprechen hören: „Wir Jüden wern erst schön, wenn wir Skenim (Greise) geworden sind.“

Dem Leser schwebt vielleicht die Frage auf den Lippen: Bisher ist immer nur von den Männern die Rede gewesen; wie steht's nun aber um die Wohlgestalt der Frauen? Weiß uns der Reisebericht auch hierüber etwas mitzuteilen? An einen Rabbiner sollte man eigentlich diese Frage gar nicht stellen wollen; allein auch der Rabbiner, wenn er „seine Augen im Kopf“ und ein Herz in der Brust trägt, muss der edeln, jüdischen Frau ihr Recht zu Teil werden lassen. Darum nur noch ein klein wenig Geduld, auch von der Schönheit der Frauen wird noch die Rede sein müssen. Der Freitag und der Sonnabend früh bot wenig Gelegenheit, Frauen der besseren Art zu begegnen. Dass weibliche Geschlecht in Wilna tritt wenig an die Öffentlichkeit. Was man an Wochentagen und auch noch sonnabends frühe zu Gesichte bekommt, das sind Dienstmädchen, Höckerinnen, Arbeitsfrauen u. dgl. Diese sind nun aber in Wilna noch weit weniger als an anderen Orten die feinsten und nobelsten. Es gibt in Wilna nämlich so viele Beschäftigungsarten für die Frauen und Mädchen, dass sie, wenn das Standesbewusstsein nur einigermaßen in ihnen geweckt ist, zu solcher Berufstätigkeit sich nicht hergeben. Da ich nun nicht sofort hierauf aufmerksam wurde, war ich nach den Frauenexemplaren, welche mir zu Gesichte gekommen, anfangs stark geneigt, den Wilnaer Frauen aus dem Volke allen Anspruch auf Schönheit abzusprechen. Ich bekenne meinen Irrtum, und „wer bekennet, wird begnadigt.“

Es war mittlerweile Zeit geworden, mich nach einer Gebetsversammlung umzusehen, welche mir die Gelegenheit bot, der Fortsetzung und dem Beschluss des Sabbath-Gottesdienstes (Thoravorerlesen und Mussaf-Gebet) anzuwohnen und ich schlug wieder die Richtung nach dem Schulhofe ein. Allein nur noch etwa hundert Schritte davon entfernt, gelangte ich an ein stattliches, großstädtisches Haus und durch die weite Toreinfahrt blickend, bemerkte ich im Hintergrunde des sauberen, gut ge-

pflasterten Hofes ein Gebäude mit hohen Kirchenfenstern und durch die Fenster hindurch einen Leuchter, wie er nur in einer Synagoge vorzukommen pflegt. Es war nämlich eine großmächtige achtarmige Chanuka-Menôra (Leuchter zum Anzünden der Lichter am Weihnachtsfest). Diese Arme reihen sich bekanntlich nicht rings um den Schaft, sondern befinden sich mit demselben in einer Ebne, derart, dass die beiden gegenüberstehenden Arme einen Halbkreis bilden. Der Chanuka-Leuchter wird nicht aufgehängt, sondern hat irgendeinen festen Stand. Ich frug nun, was das für ein Gebäude wäre und erhielt die lakonische Antwort: Das ist die „Berliner Schul.“ Der eigentliche Name, das will ich gleich bemerken, ist das nicht. „Berliner Schul“ ist in Russland so eine Art Kollektivbezeichnung für die Synagogen, in welchen eine gewisse Reform des Gottesdienstes eingeführt ist. Bereits in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts hatten sich in Wilna eine Anzahl ebenso einsichtsvoller als hochgebildeter Männer gefunden, welche mit aller Energie dahin arbeiteten, dem klassischen Altertume des jüdischen Volkes wieder zu seinem Rechte zu verhelfen und, ohne den Talmud zu verwerfen oder zu vernachlässigen, sollte er nur nicht mehr als erstes und einziges Moment und Element des Studiums und Bildungsstrebens unter den russischen Juden angeschaut werden. Auf Anregung von Mordchai Aron Ginsburg und anderen trefflichen Männern bildeten sich Vereine mit der Tendenz, das Studium der hebräischen Sprache und des klassisch hebräischen Schrifttums zu befördern. Wenn es gelungen ist, dem entblätterten, edeln, aber winterlich starr und abgestorbenen dastehenden Sprachstamme neues frühlingsfrisches Leben einzuhauchen, so verdanken wir das einzig und allein diesen Männern! Und dass es gelungen ist, beweist die überaus reichhaltige, allerneueste hebräische Literatur belletristischer, wissenschaftlicher und journalistischer Art. Die Volksbezeichnung für diese Männer war: „die Berliner“, weil sie sich — und mit Recht — als die Stammhalter der Berliner von Mendelssohn ausgegangenen Reform betrachteten. Ihr Gotteshaus, woselbst sie sich zu einem veredelten und verschönten Gottesdienste zusammenfanden, nannte

man die „Berliner Schul.“ In Wilna ist das nun die Synagoge, in welcher die Gesänge des Gottesdienstes ein geschulter Synagogenchor vorträgt, der in genauester Wechselbeziehung mit dem Cantor (Chasan) steht. Das ist nämlich eine Reform, gegen welche man sich in Russland auch heute noch mit aller Macht sträubt. Man lässt sich wohl einen Chasan mit einzelnen Meschorrerim (Sängern), welche ganz im Chasan aufgehen, selbst wenn das auch ein geschultes Quartett wäre, gefallen, aber keinen Chor, der an Stelle der Gemeinde tritt und einen jeden Einzelnen zum Stillschweigen verurteilt. Eine solch depositierte Gemeinde ist in der Tat, wenigstens für Russland, ein Unding. Immer nur zu hören und immer nur dasselbe zu hören, und wenn es auch noch so kunstvoll vorgetragen würde, wird schließlich langweilig und schickt sich nur für Leute, welche jährlich nur ein-, zwei-, drei-, höchstens ein Dutzend Mal die Synagoge besuchen. Nun, solcher gibts in Wilna auch und nicht sehr wenige, und zwar gehören diese meistens zu den Gebildeten und Wohlhabenden der Stadt.

Ich begab mich also nach der Berliner Schul, deren eigentlicher Name Taharas-Hakodesch (Reinheit des Heiligtums) ist, und war erstaunt, dass man mich hier kannte und demgemäß behandelte. Bald nach meinem Eintritt begann der Gottesdienst. Der alte Ritus war vollständig beibehalten, nur, wie gesagt, der Chor trat an Stelle der Gemeinde. Es war ein gemischter Chor, Sopran und Alt wurde von Knaben gesungen, zu den Bässen hatte man junge Männer herangezogen. Der russische Jude hat zum Singen, wie überhaupt zur Musik sehr viel Anlage; die Leistungen waren vollkommen zufriedenstellend; auch der Chasan ein junger, etwas engbrüstiger Mensch, hatte zum wenigsten eine recht hübsche Stimme. Es verlief alles durchaus taktrecht; auch der innere Raum des Gotteshauses hat einen, ob zwar etwas improvisierten, aber im ganzen recht noblen Anstrich; der Besuch jedoch war ein schmaler, die untere Hälfte des Raumes zunächst des Eingangs war zwar ziemlich gefüllt; allein die obere Hälfte zunächst des Arôn hakodesch war fast ganz leer. Nur die Namen der Inhaber figurierten

auf den Plätzen, die Inhaber selbst fehlten; nicht etwa aus Indifferentismus — wie mir bedeutet wurde — sondern weil dieselben während der Sommerzeit in den Bädern, in ihren Villen auf dem Lande, oder in Sommerwohnungen außerhalb der Stadt sich aufhielten.

Eine Unannehmlichkeit sind für den Reisenden die Anstandsvisiten; allein ich durfte hoffen, überall, wohin ich komme und auf jedem Schritte, den ich tue, neue Erfahrungen zu machen, sowohl bezüglich dessen, was das Auge erblicken, als auch was das Ohr hören würde; und ich hätte dergleichen Besuche gewiss recht viele gemacht, wenn mir dazu nur Zeit geblieben wäre. Die Zwischenpause nach dem Gottesdienste bis zur Mittagsmahlzeit war zu Besuchsgängen bestimmt, auf einigen von diesen Gängen von der Familie meines Gastgebers, Herrn Kossowski, begleitet. Bei diesen Visiten wurde hier und da in den verschiedenen Häusern die Frage aufgeworfen, wo verbringt man am besten den Nachmittag? Der Eine nannte diesen, der Andere jenen Ort. Unser schönster Vergnügungsort, so hieß es allgemein, ist der „botanische Garten“; allein die bessern Klassen besuchen am Sabbathnachmittag nicht gerne diesen Ort, weil das Gedränge zu groß, weil dort die ganze Masse der untern Volksklasse zusammenströme, weil man dort nichts weiter treffe als Gevatter Schneider, Handschuhmacher und Konsorten; weil man sich nur ärgern müsse, zuzusehen, wie dort Menschen einherstolzierten, aufgestutzt und aufgeputzt, welche die Woche über kaum des Brotes sich sattessen könnten; weil besonders dieser Anblick der jungen Mädchen betrüben müsse, welche allein für den botanischen Garten lebten und arbeiteten. Von den 80 Kopeken bis 1 Rubel, welche so ein Mädchen als Ladenmamsell, als Schneiderin, Handschuh- und Blumenmacherin, als Friseurin u. dgl. verdiene, müsse sie doch auch leben. Was bliebe ihr aber zum Leben noch übrig, wenn sie es dem Reichen, was den Staat betreffe, gleichzutun suche und am Sonnabendnachmittag im botanischen Garten auf hohen Stelzfüßen, teilweise mit Samt und Seide bekleidet und wallende Federn auf dem Hute, sich präsentiere?

Jedes Wort, das ich vernahm, war ein Labsal für mein Ohr. Ich erkannte daraus, dass der Wilnaer und die Wilnaerin nicht besser und nicht schlechter seien als alle Welt; ich erkannte daraus, dass der Bildungsgrad der untern Klassen ein ziemlich vorgeschrittener sein müsse. Wer es den Reicheren und Gebildeteren in der äußern Haltung und Gehabung gleich zu tun versteht, der bleibt auch ihrem Bildungsgrade nicht fern. Es gibt ganz gewiss ein Übermaß in der Kleiderpracht und Zier, allein dieses geht nicht aus von den Ärmeren, sondern von den Reicheren. Die Ärmeren dagegen, wenn sie ihren standard of life nicht beeinträchtigen und mit diesem Richtmaß des Lebens gleichzeitig ihre Selbstzufriedenheit und Lebensfreudigkeit nicht ganz und gar verlieren, dabei einen ruhigen, neidlosen Blick auf die Überflüsse Anderer sich aneignen wollen, werden nicht nur, nein sie müssen es den Reicheren einigermaßen gleichzutun versuchen. Ihr Wilnaer Mädchen! Wenn man euch weiter nichts nachzusagen weiß als dieses Bisschen Putzsucht und Eitelkeit, dann seid getrost; ein schlechtes Zeichen ist das wahrlich nicht. Ihr wollt mit aller Welt gleichen Schritt halten und Zeit und Umständen Rechnung tragen — ja das wollen Viele nicht. Und wer euch euer bisschen Luxus, welchen ihr eurer Armut abgezwickelt habt, nicht gönnt, dem gönnen wir seinen Luxus, welcher ihm sein Reichtum verstattet, erst recht nicht. Ihr habt ihn durch eurer Hände Arbeit redlich verdient; fragt aber einmal die Töchter der Reichen, womit sie solch übermäßigen Putz und Prunk verdient haben. Doch einerlei! Auch diesen sei das Ihrige von ganzem Herzen gegönnt.

Es kamen in den nächsten Stunden noch einige verlockende Anerbietungen zu Ausflügen in die nahe, sehr hübsche Umgegend; ich lehnte allesamt ab, selbst der Name „Jerusalem“ (auch einer der Vororte und ländlichen Aufenthalte nahe bei Wilna), hatte in diesem Augenblicke nichts Verlockendes für mich. Mein Entschluss stand längst fest, an keinem anderen Orte den Sabbath Nachmittag zu verbringen, als im botanischen Garten und ich hatte den Entschluss wahrlich nicht zu bereuen. Dort habe ich die schönsten Stunden auf meiner ganzen Reise

zugebracht, Stunden, die mir ewig unvergesslich bleiben werden. Worin bestand denn nun aber das Anziehende, das Erhebende dieser Stunden? Was habe ich denn gesehen, das solch bleibenden Eindruck zurücklassen musste? Im Grunde nichts weiter als hübsche Anlagen und eine darin ambulierende Menge. Aber diese Menge erweckte in meinem Innern Gefühle, die Jahrzehnte lang zurückgedrängt im Innern schlummerten, vielleicht das ganze Leben hindurch nie so voll, so ganz, so rein sich geltend machen konnten, wie in diesen Stunden. Diese Gefühle waren durch das Bewusstsein hervorgerufen, dass jene große, unabsehbare Menge allesamt meines Volkes, meines Stammes, meines Glaubens seien, die mich rückhaltlos als einen der Ihrigen anerkannten, beachteten und betrachteten und unter denen ich ganz uneingeschränkt mich geben konnte als das, was ich bin und ohne die geringste Zurückhaltung sein konnte, was ich stets nur sein wollte — ein Jude.

Der Antisemit hat Recht (Siehe „Deutscher Antisemit“ No. 21. Würzburg, 10. September 1881, den Artikel: „Offene Erwiderung an den Rabbiner Dr. Rülff zu Memel“,) wenn er sagt: du bist ein Jude, kein Deutscher. Ja ich bin Jude mit aller Inbrunst des Herzens und ein Deutscher, wie so ein Antisemit möchte ich nicht sein, um keinen Preis der Welt, lieber ein Botokude, lieber ein Hottentott — nein! lieber eingeschart im tiefsten Erdengrunde als ein Deutscher sein, wie solch ein Antisemit. „Wir behaupten trotz ihres Widerspruchs, dass der Jude kein Deutscher ist.“ Glaubt so ein Antisemit auch unser Einen durch diese Logik des Hasses täuschen zu können? Solche Logik, welche in jedem Augenblicke den deutschen Rassemann mit dem deutschen Staatsbürger verwechselt, gilt höchstens unter wutblinden Antisemiten. Nein wir sind der Abstammung nach keine Deutschen, das will sagen, keine Germanen, aber wir sind deutsche Staatsbürger, tausendmal besser als die gesamte Antisemitenclique. Solche Antisemitenlogik ist auch die der Panslawisten in Russland: „Wir behaupten trotz allen Widerspruchs, dass der Deutsche (der Ostseeprovinz) kein Russe ist“ — ganz auf dieselbe Weise den Slawen und den

russischen Staatsbürger in Eins vermengend. Nein, der Deutsche ist kein Slawe, aber mindestens ein ebenso guter Staatsbürger als der Stockrusse auch. — Doch da falle ich ja ganz aus meiner Rolle; ich wollte ja keine Verteidigung gegen antisemitische Beschuldigungen schreiben, noch weit weniger wollte ich, wie das bei solchen Unternehmungen so häufig geschieht, die eigne Person stets in den Vordergrund treten lassen. — Möge man diese kleine Abschweifung entschuldigen, sie schien so natürlich und war vielleicht auch gar nicht unangemessen.

Ich weiß nicht mehr, zu welcher Nachmittagsstunde ich von meinem Gastgeber und dessen Familie begleitet und geleitet am Haupteingange zum botanischen Garten anlangte. Ehemals war den Juden der Zutritt zum Garten untersagt. Erst Murawiew hat dieses Verbot aufgehoben. Am Eingange wird von den Besuchern, falls dieselben, wie mein Gastgeber, nicht Jahresabonnenten sind, ein Eintrittsgeld erhoben. Für dieses Eintrittsgeld genießt man nicht nur den freien Aufenthalt in den großen Parkanlagen, sondern auch den Genuss der Musik-Kapellen, der Schaustellungen u. s. w. Der Pächter des Parkes und des großen Restaurationsgebäudes mit Sommertheater besorgt das Alles und hat jährlich noch außerdem eine große Summe auf Erweiterung und Verschönerung der Anlagen zu verwenden. Das Eintrittsgeld ist nun grade nicht hoch, es beträgt, wenn ich nicht irre, 15 Kopeken; allein für unser Sabbath-Nachmittagspublikum doch schon ein Betrag, dessen Höhe die meisten vom Besuche zurückschrecken würde. Allein der Pächter weiß sich und den armen Menschen zu helfen. In einem Parke Rangeinteilungen zu machen ist unmöglich; den Eintrittspreis für den Sabbath zu ermäßigen will und darf er auch nicht; was geschieht? Außer dem Haupteingange ist noch eine Nebenpforte, an welcher nur 10 Kopeken Eintrittsgeld bezahlt wird, und außer der Nebenpforte gibts wohl auch noch versteckte Seitenpförtchen, wo man ganz nach Belieben zahlt, wenn man überhaupt etwas zahlt. Schließlich finden sie sich doch allesamt an einem Orte zusammen, und keinem Menschen ist es anzusehen, durch welche Pforte er gekommen ist.

Zunächst ließen es sich meine Begleiter nicht nehmen, mir die hübschen und eigentümlichen Parkanlagen zu zeigen; eigentümlich wegen der merkwürdigen Bodengestaltungen, welche die Anlage teilweise in ihren Bereich gezogen hat. Ich kenne diese Bodengestaltungen der nordischen Ebene durch jahrelange Beobachtung sehr gut. Im Norden, besonders wenn man an der See wohnt, wird man auf Schritt und Tritt auf dieselben hingewiesen. Es sind überall die gleichen Formationen und folgen überall bei ihrer Entstehung und Fortentwicklung denselben Gesetzen. Wind und Wasser sind die Hauptmotoren in ihrem Bildungs- und Entwicklungsgänge. Ein Flüsschen, die kleine Wilia, windet sich durch eine Hügelkette, ursprünglich nur Dünenkette, deren Sand überall hervortritt, hindurch und durchschneidet den Park. Der Lauf des Flüsschens nimmt die Richtung von Osten nach Westen. Das rechte oder nördliche Ufer lehnt sich unmittelbar an die Hügelkette an, spült von dem Hügelande immer mehr ab, der Boden rutscht nach, derart, dass selbst Häuser, welche sich an diese Hügelkette lehnen, in die Gefahr des Einsturzes kommen. Selbst eine vorstädtische Synagoge, welcher auf diese Weise der Boden unterwühlt worden ist, hat polizeilich geschlossen werden müssen. Was auf diese Weise vom nördlichen Ufer abgeschwemmt, wird vom Flüsschen am südlichen Ufer wieder angeschwemmt. Dieser Naturvorgang hat den Grund und Boden geschaffen, auf welchen sich Wilna und seine schöne Umgebung aufbaut. Zwischen diesen Hügelketten von der kleinen und weiterhin von der großen Wilia, welche aus einem anderen, nördlicher gelegenen Seitentale hervorkömmt, begrenzt, liegt Wilna. Die nördliche Hügelkette ragt naturgemäß steil, fast senkrecht empor. Da wo die kleine Wilia in die große einmündet, bricht sie plötzlich ab und trägt auf ihrer hervorragenden Endspitze einen mächtigen, nicht nur über die Stadt, sondern auch weit ins Land hinausblickenden Wartturm. Das Terrain Wilnas zwischen den beiden Hügelketten ist, von der nördlichen Hügelumwallung ausgehend, anfangs eben, steigt dann aber ganz leise, ganz sanft, ganz allmählig einige hundert Fuß bis fast

zum Rücken der anderen bewaldeten Hügelkette empor und an diesem sanften Abhange liegt Wilna.

Wir überschritten die nur wenige Fuß breite Brücke der kleinen Wilia und befanden uns dem steilen, fast senkrechten Abhange gegenüber. Diese Hügel, obschon purer Sand, sind trotzdem gut bewachsen und bewaldet. Von den Söhnen meines Gastgebers geführt, folgte ich den am Abhange sich hinwindenden Schlangenwegen und gelangte so allmählig bis zu dem kahlen Rücken der Hügelkette. Schon unterwegs hatten wir an mancher Stelle Halt gemacht und hatten, soweit es die uns umgebenden Bäume und Büsche zuließen, an dem herrlichen Anblick uns erfreut; jedoch voll und ganz sollte uns derselbe, oben angelangt, erst zu Teil werden. Der Ausblick über Wilna und das westliche Wiliatal ist ein ganz eigenartiger, für den Deutschen ganz märchenhafter. Das ist kein bedächtiges, farbloses, in mathematischer Ruhe sich hinbreitendes Häusermeer, welches wir erblicken; das ist ein glanz- und farbenschönes, phantasievolles, gestaltenreiches Bild orientalischer Pracht, welches uns da entgegenblickt. Alle die Unebenheiten und Unvollkommenheiten, alle die Dürftigkeit und Hässlichkeit, welche uns hie und da aufstößt, wenn wir die Straße durchwandern, ist in dem Gesamtbilde untergegangen, und wir überblicken nur noch das prächtige und buntschillernde Ganze. Auf drei Seiten von bewaldeten Hügelketten eingeschlossen, welche jedoch überall die versteckten Ansiedelungen hervorblicken lassen, steht das Terrain nach Westen, soweit das Auge reicht von der Wilia durchflossen, völlig offen, und um die finstere, zusammengedrängte, ineinandergeschobene Innerstadt, City, reihen sich die zahlreichen, weithin gelagerten Vorstädte und Avenu's. Zu Füßen hat man den Park, weiterhin rechts den Dom und den Kaiserpalast, und überall, wohin man blickt, die stattlich gekuppelte Bedachung der Kirchen, Alles in Farbenpracht und Goldglanz erstrahlend; und an der gegenüberliegenden Anhöhe ist Osterbrom gelegen, die bedeutendste und angesehenste der Avenuen, mit hervorragenden Kirchen und Klosterbauten. Dieser schließt sich dann längs der Hügelkette die

Vorstadt „Neue Welt“ an. Solch ein prächtiger Anblick verrät auch nicht das mindeste von all der Misere, welcher man begegnet, wenn man das Alles im Einzelnen und in der Nähe anschaut. Dreht man sich um und überblickt das östliche enge, gewundene Thal, aus welchem die große Wilia hervorbricht, so genießt man einen nicht minder ansprechenden Ausblick über eine reiche Anzahl zerstreute und nicht minder ansehnliche Gebäude, welche am Flusse und im Tale gelegen sind und ihren Abschluss finden in der großen, mit hervorragenden Kirchenkuppeln gezierten Vorstadt Antokol. Nur der Rücken, von welchem man all die Herrlichkeiten rechts und links, vor sich und hinter sich überschaut, ist vollkommen öde, kahl und trostlos.

XIV.

Wir gedachten eben des südlichen Stadtteils, Osterbrom geheißen, und wollen bei dieser Gelegenheit eines Vorkommnisses Erwähnung tun, welches sich während des Aufenthaltes zugetragen hat. Um von der Innerstadt dorthin zu gelangen, passiert man einen überwölbten Gang, oberhalb dessen sich eine Art Kapelle befindet. Schon von der Ferne bemerkt man hinter den bunten Scheiben der Glaswände viel reiche Zierraten und farbige Lichte, die ein Muttergottesbild umgeben, welches von dem römisch-katholischen Volk als ganz besonders heilig und wundertätig verehrt wird. Den ganzen Tag sieht man dort knieende und betende Personen, welche teilweise aus weiter Ferne eine Wallfahrt dorthin unternommen. Ein Jeder, welcher diese sehr frequente Passage durchschritt, musste ehemals, wess Bekenntnisses er auch war, zum wenigsten die Mütze abnehmen, wenn er nicht der größten Ungelegenheiten sich aussetzen wollte. Auch die Russen, das will sagen griechischen Katholiken, hatten unter dieser strengen Observanz zu leiden. Als Murawiew in Wilna residierte, hatte er die Anordnung getroffen, dass Niemand mehr gezwungen sein sollte, beim Passieren des bedeckten Ganges die Mütze abzunehmen. Dass die streng orthodoxen

Juden sich diese Anordnung zu Nutze gemacht, lässt sich leicht denken. Viele Jahre hindurch blieben die jüdischen Passanten, welche die Mütze nicht abzogen, unbehelligt. Da erschienen in der neuesten Zeit anonyme Flugblätter, welche den Juden mit dem Schlimmsten drohten, falls sie beim Passieren des Ganges die Mütze nicht abnehmen sollten. Hierauf ließen die Rabbiner in den Synagogen bekannt machen, dass ein Jeder, wer die Mütze nicht abnehmen wolle, die Passage meiden und lieber einen Umweg machen möge, damit er nicht, was Gott verhüte, Unheil über die Gemeinschaft bringe. Doch das nur beiläufig.

Nachdem dieses Lichtbild des schönen Ausblickes einigermaßen im Innern fixiert war, stiegen wir wieder zu Tal hernieder und mischten uns unter die lustwandelnde Menge, welche sich mittlerweile zu Hunderten, vielleicht Tausenden im Park versammelt hatte. Nach Versicherung meiner Begleiter war heute der Park schlecht besucht. Es war ja heute Schabbos- Chason (der Trauer-Sabbath, welcher unmittelbar dem nationalen Trauertag des 9. Av, Tempelzerstörung, voraufgeht), ein Umstand, der unstreitig viele Familien vorn Besuche des Gartens zurückgehalten hatte. Allein für den Fremden stand das unmöglich zu vermuten, denn Kopf drängte sich an Kopf, auf den breiten Gängen folgte immer eine Gruppe der andern und aus den großen freien Plätzen, besonders wo es was zu sehen und zu hören gab, konnte man sich kaum durchwinden. Immerhin war der Garten so belebt, wie der Tummelplatz, woselbst man in Deutschland ein Volksfest feiert.

Ich mischte mich unter die Menge, diesmal von Niemandem begleitet, folgte den Gruppen, welche mein Interesse erregten, betrachtete mir Gesichter und Gestalten, welche mir ganz besonders gefielen. Ich brauche es nicht zu leugnen, dass ich von jeher eine ganz besondere Vorliebe für ein hübsches Menschen- gesicht gehabt habe, mehr wie für alle anderen Schönheiten der Welt. Der Klopstocksche Spruch hatte sich mir von Jugend an auf das tiefste eingepägt:

„Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht,
 Schöner ein schön Gesicht,
 Das den großen Gedanken deiner Schöpfung
 Noch einmal denkt.“

Wo nur ein hübsches Antlitz, eine hübsche Figur, besonders weiblichen Geschlechtes auftauchte, da war ich bald in der Nähe, um sie recht genau zu betrachten. Gewiss haben viele gedacht und gesagt: Was ist das für ein zudringlicher Fremder, der uns so anstarrt und auf Schritt und Tritt nachfolgt. Es war gewiss nicht widerwärtige, vordringliche Neugier, was meine Schritte lenkte und Aufmerksamkeit erweckte — die reinste, innigste Zuneigung zu all den Brüdern und Schwestern, das lebhafteste Interesse an ihrem Geschicke, all ihrem Gegeben und Gebaren war es, nichts weiter.

Zudem hatte ich die Pflicht, mein Urteil zu berichtigen und schweres Unrecht, wenn auch nur in Gedanken gegen euch begangen, wieder gut zu machen. Und ich habe es mit aufrichtigem Herzen getan. Ja, ihr Wilnaer Mädchen, ich habe einen Augenblick gezweifelt, dass ihr schön seiet, dass die weibliche Wohlgestalt euch in vollem Maße zu Teil geworden. — Als ich gestern mit meinem Kollegen Dr. Gordon durch die Straßen wandelte und die geschäftigen Frauen und Mädchen über die Straße eilen, alle die hässlichen Gemüse- und Fischweiber auf dem Markte betrachtete, alle die Mädchen und Frauen sah, wie sie den Sabbath vorbereiteten und nachmittags den Scholentopf zum Sabbathofen brachten und mir den ganzen Tag über nicht ein wirklich hübsches Frauengesicht aus öffentlicher Straße begegnet war; als ich mich auch noch am Vormittage des Sabbaths vergebens nach irgendeinem einigermaßen erträglichen Frauengesichte umgeschaut hatte: da fing ich in der Tat zu glauben an, euch sei die weibliche Schönheit ganz und gar versagt. Arbeit, Not, Elend, Entbehrung, vielleicht auch Gleichgültigkeit und Unsauberkeit habe die letzten Spuren wahrhaft schön menschlichen Ausdrucks von euren Gesichtern verwischt. Ich wusste nicht, dass die Schönheit in Wilna nicht auf den Straßen gesucht werden dürfe; ich wusste nicht, dass die Damen

der besseren Stände — und welches Mädchen rechnet sich in Wilna wie unter den russischen Juden nicht zu den besseren Ständen — an Wochentagen auf den Straßen gar nicht sichtbar werden. Die Reicheren sind im Sommer auswärts und die Ärmeren sind vollauf beschäftigt und haben und gönnen sich keine Zeit zu öffentlichem Promenieren. Jener Mittelstand, welcher mit seiner Beschäftigungsweise, seiner Lebensart, seinem Familienbestande bei uns die Gesellschaft repräsentiert und der Stadt ihre Signatur verleiht, fehlt unter den russischen Juden. Unter ihnen gibt's nur Reiche und Arme. Den verschwindend wenigen Reichen steht das ganze Gros der Armen gegenüber. Die letzteren freilich sind überaus vielfach abgestuft: „Sie ernähren sich bekowed (in Ehren)“; „sie ernähren sich knapp“; „sie ernähren sich sehr schwer“; „sie leben dürftig“; „die Leute hungern“; „sie empfangen als verschämte Armen im Geheimen gewisse Unterstützungen“; „sie gehören zu den allbekannten Unterstützungsempfängern“; „sie betteln.“ Diese und noch viel mehr Abstufungen zeigt die russisch-jüdische Städtebevölkerung. Das weibliche Geschlecht, besonders in Wilna, ist ebenso wie das männliche, ja teilweise noch viel eifriger als dieses beflissen, durch nutzbringende, gewerbliche Arbeiten sich und die Ihrigen zu ernähren.

Nur der Sabbath Nachmittag gehört der Wilnaer, besonders der weiblichen Jugend ungeschmälert und unverkümmert, und sie benutzen ihn, um sich in ihrem besten Staat und in allem ihnen zu Gebote stehenden weiblichen Schmuck in der Öffentlichkeit zu präsentieren. Ich stand jetzt mitten unter ihnen und bewunderte die vielen schönen Mädchengestalten mit ihrer seinen, zarten, edelgeformten Gesichtsbildung. Es war nicht jene vulgäre, hellblonde, voll üppiger Kraft und Fülle strotzende Mädchenschönheit, wie sie besonders die norddeutsche Stadt produziert — es war jene außergewöhnliche charakteristische Schönheit, welche mit glanzäugigem, feinem, vielfach wie leidensverklärtem Angesichte mir entgegenblickte. Gesicht und Figur wollte mir oft gar nicht recht zusammenstimmen. Dieses feine und zarte Angesicht bei dieser Fülle der Körperformen

wusste man sich gar nicht recht zu erklären. All die Sorgen und Arbeiten des Lebens, alle Mühen und Entbehrungen, welche nicht verfehlen konnten, den Zügen sich einzuprägen, schienen ohne Einfluss auf diese schwellenden Körperformen geblieben zu sein. Ich habe viel Schönheit und Wohlgestalt unter der Wilnaer weiblichen Jugend bemerkt. Dieselbe Bemerkung schienen auch die jungen Offiziere, Elegants und Dandys der Stadt Wilna gemacht zu haben, welche sich einzeln und in Gesellschaft mitten unter der jüdischen Jugend umhertrieben. Auch die Mitglieder des adeligen Klubs, welcher gleichfalls in unmittelbarer Nähe sein Vereinshaus mit abgeschlossenen Parkteilen besitzt, bewegt sich hier und da unter der jüdischen Gesellschaft. Zu diesem Club gehört übrigens auch ein Jude, der Generalarzt Dr. v. Trachtenberg, welchen ich bei dieser Gelegenheit kennen gelernt und gesprochen habe. Dass das Gefallen dieser jungen Männer an der Wilnaer Jugend hie und da auf Gegenseitigkeit beruhen kann — auch diese Erfahrung habe ich machen müssen. Ich sah einen jugendlichen Offizier in glänzender, buntphantastischer Uniform, welcher eine Dame von hoher, blühender Schönheit am Arme führte. „Kennen Sie dieses prächtige Paar,“ frug ich einen meiner Begleiter? „Den Offizier nicht,“ antwortete er, „es ist ein Kavallerieoffizier einer fernen, fremden Garnison; allein die vermeintliche Dame ist ein jüdisches Mädchen von hier, ordinärster Sorte, sonst würden sie es beide nicht gewagt haben, sich hier so öffentlich, Arm in Arm zu zeigen.“ Auch solche Beispiele kommen vor, zwar höchst selten, aber sie kommen vor.

Auf einem großen, freien Platze im Parke war ein überdachtes Podium aufgeschlagen, Seile gezogen und alle sonstigen Veranstaltungen für eine Seiltänzer- und Jongleurgesellschaft getroffen. Im Zuschauerraum stand nun Jung und Alt und bezeugten nach jeder gelungenen Piece den lebhaftesten Beifall durch weithin schallendes Bravorufen und Händeklatschen. Ich stand mitten unter ihnen; aber was sie beklatscht haben, weiß ich wahrlich nicht. Eine Freude war mir die Freude dieser Menschen; besonders ergötzlich erschien es mir, wenn die Dämchen

ihre Hände in rasche Bewegung setzten, um durch das lebhafteste Klatschen den Spielern ihren Beifall kundzugeben. Alle diese Zuschauer blickten unverwandt nach den Darstellern, ich konnte meinen Blick nicht von den Zuschauern abwenden, so sehr interessierten mich all die Männlein und Weiblein und ihre eifrigen Freuden- und Beifallsbezeugungen.

Bei allen diesen Darstellungen und Schilderungen hat dem denkenden Leser vielleicht öfter eine Frage auf den Lippen geschwebt: Hier ist immer nur von Männern und Frauen, Jünglingen und Jungfrauen die Rede — wo sind denn die Kinder? Ja diese Frage habe ich mir auch öfters vorgelegt, als ich bei dem öffentlichen Leben und Treiben wenig oder gar keine Kinder bemerkte; hie und da vielleicht die Kinder der besseren Stände, Gymnasiasten und andere, welche sich, obgleich auch nicht sehr zahlreich, an den Turngeräten erlustigten. — Ja, damit hat's seine eigne Bewandtnis. Die Knabenerziehung ist unter den russischen Juden eine äußerst strenge, fast grausame zu nennen. Ich meine die Erziehung nach altem Stil bei Arm und Reich — in allen Klassen der Bevölkerung. Eine Erziehung erhalten überhaupt nur die Knaben. Die Erziehung der Mädchen wird noch sehr vernachlässigt; diese genießen eigentlich gar keine durch methodische Einwirkung bewirkte Bildung. Desto mehr Fleiß wird auf die Knaben verwendet. Das Lernen, Religionsstudium und Religionsübung, lassen dem armen Jungen wenig oder gar keine freie Zeit; von Spiel und öffentlicher Erlustigung ist vollends keine Rede. Seinen kindlichen Sinn kann er höchstens einmal auf der Straße beim Nachhausegehen aus dem Cheder, dem Beth-Hamidrasch oder der Klaus dadurch bekunden, dass er diesen oder jenen jugendlichen Unfug verübt. So ist er an den Wochentagen, wie an Sabbathen vom Frühesten bis zum Spätesten unter strengster Zucht gehalten, und hat er sich einmal auf eine kurze Stunde von dieser strengen Zucht losgemacht und will sich erlustigen, dann geht er sicher der erwachsenen Gesellschaft, wo er sich doch wieder unter dieselbe Aufsicht gestellt sähe, aus dem Wege. — Die kleinen, noch nicht arbeitsfähigen Mädchen aber sitze zu Hause. Die armen

Wesen haben keine Kleidung, womit sie sich öffentlich und vorzugsweise neben ihren geputzten Schwestern und Brüdern sehen lassen könnten.

Mit dem vielberufenen Staattreiben der Wilnaer Mädchen aus den untern Klassen hat's nun auch seine guten Wege. Das sieht alles ganz gut und glänzend aus, wenn man's nur so aus der Ferne, nur so ganz oberflächlich besieht. Betrachtet man sich die Sache jedoch aus nächster Nähe, so wird man bald inne, dass alle die Kostbarkeiten und Zierraten der Frische und Unmittelbarkeit ermangeln; dass sie nur mühsam zusammengebracht und mühsam angepasst sind; dass nur die Geschicklichkeit der Schneiderin und Putzmacherin oder die eigne kunstfertige Hand die unvollkommenen, nicht mehr so ganz ladenneuen Teile zu einem fertigen, ziemlich passablen Ganzen verbinden konnte. Frische Originalarbeiten sind wohl nur die Schuhe mit ihren hohen Absätzen. auf welchen die guten Kinder ziemlich unsicher einerschreiten; ein Zeichen, dass sie solche nicht alle Tage unter den Füßen zu haben pflegen. O, diese Schuhe, deren Anschaffung oft den Verdienst von Monaten verschlingt! Ich habe euch, ihr Mädchen, damit keinen Vorwurf machen, ich habe nur bedauern wollen, dass ihr nicht reich seid und an die Anschaffung von einem Paar Schuhe oft den vierten Teil eures Jahreseinkommens, eures ganzen Vermögens setzen müsst. Tragt sie gesund und glücklich, möget ihr darauf heiter und zufrieden durchs Leben wandeln. An mir ihr Wilnaer Mädchen habt ihr einen Freund gewonnen, der es gut mit euch meint, einen wahren und warmen Freund und — ihr wisst es nicht einmal, werdet es wohl auch niemals — obwohl es hier Schwarz auf Weiß geschrieben steht — erfahren. In die Kunst, diese Hieroglyphen des deutschen Alphabets zu entziffern, hat man euch noch nicht eingeweiht. Nun, ein allzu großer Schaden kann euch daraus nicht entstehen. Ihr könnt darum dereinst doch ebenso gute, vielleicht noch bessere Hausfrauen werden, als unsere „gebildeten“, deutschen Dämchen, auch wenn ihr nicht all deren liebe, süße Romane und Novellen mit ihren Fadheiten und Plattheiten gelesen habt und aus denselben all das

Gift der Überspanntheit, der Phantasterei, der Verschrobenheit, ja der Unnatur und Unsittlichkeit gesogen habt. Werdet nur gute, fleißige und sorgsame Hausfrauen und wir wollen gern übersehen, dass ihr nicht literarisch und musikalisch gebildet seid.

Als ich des Schauens im Herumwanderns müde war, suchte ich mir eine der exponiertesten Bänke am breiten Hauptgange des Parkes zum Sitze aus, ließ die promenierenden Gruppen vorbeidefilieren und wurde nicht müde, eine um die andere zu mustern nach ihrem Aussehen, nach ihrer Kleidung, nach ihrem Gebaren und Gebaren, nach ihrer mutmaßlichen Standesgehörigkeit. Das hatte für mich so viel Interesse und bot so viele und reiche Abwechslung, dass ich wie gebannt dasaß, bis es zu dämmern begann und die Laternen angezündet wurden. Zufällig saß ich vor einem über den Weg gespannten Bogen, bestehend aus einem breiten und hohen Holzgitter. Dieser Bogen war mit hunderten von Lichtern in allen Farben, welche zu allerlei Figuren zusammengestellt waren, besteckt und erleuchtete die nächste Umgebung in voller Tageshelle derart, dass selbst die mittlerweile völlig eingetretene Nacht meine Musterung nicht im Geringsten beeinträchtigte. Wie lange ich noch dagesessen haben würde, weiß ich nicht; meine Begleiter jedoch mahnten zum Aufbruch, und so verließen wir den Garten. Außerhalb des Gartens war es völlig finster. Mit der Straßenbeleuchtung scheint's nicht eben zum Besten bestellt zu sein. Unser Weg führte an meinem Hotel vorüber, dort verabschiedete ich mich von meinen lebenswürdigen Gastfreunden und Begleitern und suchte mein Zimmer auf. Als ich nach dem Abendgebet „Hamavdil ben kodesch lechol“, „der den Unterschied gemacht zwischen heilig und gemein, zwischen Licht und Finsternis . . . zwischen dem siebenten Tag und den sechs Werktagen“ sagte und damit von dem sabbathischen Freund mich verabschiedet hatte; — als ich dabei gedenken musste, dass nun die Woche wieder angebrochen sei mit allen ihren Sorgen und Mühen, mit allen Klagen und Plagen, mit allen Leiden und Lasten, mit allem Hatzen und Hasten im ewigen Ringen um die tägliche Nahrung, ein ruheloser Kampf ums Dasein, ein

Spiel ums Brot mit dem Einsatz des Lebens „Benafscho jowilachmo“: da ergriff mich ein mächtiges, unsägliches Mitleid mit diesen armen, gequälten, verfolgten, von allen Seiten gehetzten und bedrängten Menschen. O, diese Leidensmission unseres Volkes unter den barbarischen Völkern dieser Erde ist doch eine harte! Halt aus, mein Volk! Licht und Liebe, Wahrheit und Gerechtigkeit müssen endlich siegen auf der Erde — dein Siegespreis aber wird groß und herrlich sein.

Das war mein Sabbath in Wilna. Es war ein schöner Tag;

Doch der schöne Tag verflittert.
Wie mit langen Schattenbeinen
Kommt geschritten der Verwünschung
Böse Stund' — Es seufzet der Prinz.

Ist ihm doch, als griffen eiskalt
Hexenfinger in sein Herze.
Schon durchrieseln ihn die Schauer
Hündischer Metamorphose.

Die Prinzessin reicht dem Prinzen
Ihre güldne Nardenbüchse.
Langsam riecht er, will sich laben
Noch einmal an Wohlgerüchen.

Es kredenzt die Prinzessin
Auch den Abschiedstrunk dem Prinzen —
Hastig trinkt er und im Becher
Bleiben wen'ge Tropfen nur.

Er besprengt damit den Tisch,
Nimmt alsdann ein kleines Wachlicht,
Und er tunkt es in die Nässe,
Dass es knistert und erlischt.

Der Montag in Minsk.

XV.

Als ich sonntags früh vom Gottesdienst kommend heraustrat in die deutsche Straße, da stand längs der ganzen Straße Gruppe an Gruppe von Handwerkern, vorzugsweise, an Kleidung und Gerätschaften zu erkennen, Bauhandwerker: Zimmerleute, Maurer, Anstreicher, Pflasterer etc., welche zu beraten schienen, wie sie ihr Wochenwerk angreifen, wo sie sich zunächst hinbegeben sollten und wollten. Das war das letzte Bemerkenswerte, was ich noch in Wilna gesehen. Gegen Mittag musste ich nach Minsk abreisen, wollte mich zuvor doch auch noch bei meinen lieben Freunden, besonders bei meinem Kollegen Dr. A. Gordon verabschiedet. Fremd, des Reisens ungewohnt, ängstlich, den Zug zu versäumen, hatte ich für Alles, was mich umgab und um mich her geschah, keinen rechten Sinn mehr; selbst all die Freundlichkeiten, womit man mich zum Abschied überhäufte, nahm ich unruhig und zerstreut entgegen. In Begleitung meines Kollegen zum Gasthofs zurückgekommen, hatte sich daselbst eine Anzahl Männer, bekannte und unbekante, eingefunden, welche mir das Geleite zum Bahnhofe gaben. Das Fahrbillet zu erlangen kostete einige Schwierigkeiten, da die Billeteuse kein Deutsch und ich kein Russisch verstand. Schließlich saß ich glücklich in dem sehr bequemen, sehr komfortablen Coupé und der Zug nach Minsk dampfte ab. Ich hatte zwei sehr liebsame Reisegefährten gefunden, einen gebildeten Kaufmann

der französisch, deutsch und russisch gleich gut sprach und einen höheren Telegraphenbeamten. Ob einer von beiden, ob alle beide, ob keiner von beiden ein Jude gewesen, darnach habe ich nicht gefragt; genug, die beiden Männer erwiesen sich als sehr freundlich gesinnt — mir und meinem Volke.

Der Beamte hielt sich während der Reise ziemlich reserviert, nicht so der Kaufmann, der nicht müde wurde, alle die Schäden, alle die Missstände und Misshandlungen darzulegen, wodurch besonders die jüdische Bevölkerung Russlands bedrängt und bedrückt ist. „Die Juden gehen einer schweren Zukunft entgegen“, meinte der Mann. Ich befürchte, dass diese Verfolgung von unten der Grund einer weiteren Verfolgung von oben wird. Da hat man die entsetzlichen Untaten im Süden gegen die Juden verübt, die Sache wird untersucht und die Schuld auf die Juden selbst geschoben. Schauen Sie sich um in unserem Lande. Ganz abgesehen vom Kaufmann — wer ist der beste Handwerker, der beste Arbeiter, der beste Beamte, der moralisch beste Mensch? Ganz ohne Frage der Jude. Allein, was er auch ist und treibt — es wird ihm stets zum Schlechten gedeutet. Früher hieß es, die Juden sind bildungsfeindlich, in den staatlichen Schulen und Gelehrtenanstalten trifft man zu wenig Juden; jetzt sucht man die Juden aus den Gymnasien und Universitäten zu verdrängen und verweigert ihnen die Anstellung in den gelehrten Berufsarten; es heißt, sie wollten diese Berufe allesamt an sich reißen. Grund und Boden dürfen sie nicht erwerben, nicht einmal in Pfand nehmen; wenn nun das Gros der jüdischen Bevölkerung sich dem Handwerke zuwendet und als tüchtiger und fleißiger in ihrem Berufe selbst von den christlichen Arbeitgebern bevorzugt wird, da heißt es wieder, die Juden suchen die Christen überall zu verdrängen und ihnen das Brot von dem Munde fortzunehmen. Das ganze Unglück des russischen Juden besteht darin, dass er unendlich besser, geweckter, brauchbarer, strebsamer und moralischer ist als der Russe. Freilich, freilich, ich kenne auch Deutschland und Österreich, meine Geschäftstouren führen mich öfter dorthin, mehr oder minder ist es fast überall so.

Auf Deutschland war der Mann gar nicht gut zu sprechen. „Deutschland hat das Unheil angezettelt. Von dort ist der Anstoß gekommen zu all der Verfolgungswut, welche den Südrussen ihr Gut und Blut gekostet und all die bestialischen Misshandlungen eingebracht haben. Auch die massenhaften Brandstiftungen in Westrussland weiß ich auf keine andere Ursache zurückzuführen. Allein die Verfolgungen, Beschuldigungen und Beschränkungen, welche dieser Aufstand den Juden noch einbringen wird, die jetzt erst ihren Anfang zu nehmen scheinen und die Juden in ganz Russland bedrohen und betreffen, halte ich noch für ein weit größeres Unglück, weil das Ende und die schweren Folgen davon gar nicht abzusehen sind. In Deutschland lebt der Mann, welcher dies Weltunglück mit einem Wort hätte totmachen können; was für einen Grund er hatte, dass er dieses Wort nicht gesprochen, weiß ich nicht anzugeben.“ Leider habe ich diese Meinung nicht allein von diesem Manne, sondern von einem Jedem, mit dem ich mich hierüber in ein Gespräch einließ, aussprechen hören; es ist die unter den russischen Juden allgemein verbreitete Ansicht. Unser Volk, sagen sie, ist ja gutmütig, verträglich und tolerant, einmal im Zuge freilich zu jeder Rohheit und Grausamkeit fähig. Aber um in den Zug zu kommen, bedarf es eines starken Anstoßes, den hat es empfangen, indem inan allerorts und zwar von Seiten der Intelligenz — soweit überhaupt von Intelligenz beim Russen die Rede sein kann — auf das Volk einwirkte und einstürmte. Diese Intelligenz ist es, welche von jeher bei den Deutschen, ohne dass sie es Wort haben will, in die Schule gegangen ist. Was sie gelernt hat, weiß sie und betreibt sie freilich höchst stümperhaft; nur in allem Schlechten, so auch in der Verfolgungssucht, übertrifft sie alle ihre Lehrmeister.

Vor nicht langer Zeit schrieb mir ein Freund aus Südrussland etwa Folgendes: Es wäre ein großer Irrtum anzunehmen, dass die feindliche Gesinnung des Volks die Ursache aller Verfolgungsgräuel gewesen; da kenne ich unser Volk, unter welchem ich bereits mehrere Jahrzehnte als Arzt mich bewege, viel besser. Mitten in der Zerstörungswut sind Szenen wahr-

haft rührender Zuneigung und Freundschaft zwischen Juden und Russen aus den niedrigsten Volksklassen vorgekommen. Und wenn man den aufrührerischen Massen Vorstellungen machte und an das frühere gute Vernehmen erinnerte, da hieß es immer, ja der Zar will es so, es soll euch Alles genommen werden; aber fürchtet euch nicht, eurer Person soll weiter nichts geschehen. Es waren aber immer unter dem aufrührerischen Volke einzelne wildfremde, gänzlich unbekante Persönlichkeiten, die mit kältester, überlegsamster Grausamkeit die schändlichsten Untaten begingen und zu denselben anzureizen wussten. Wenn der rohe Volkshaufe erst die Branntweinfässer geleert, dann war er wie das Raubtier, welches einmal Blut gekostet hat und kannte keine Schonung mehr. — Wollen Sie wissen, wer unsere Feinde voll wildgehässiger Gesinnung sind? Das sind die sogenannten gebildeten, höheren Stände: die Stadtduma, die Vorsteher der Kaufmannsgilden, die Zeitungsschreiber, vielfach sogar die jüdischen Zeitungsschreiber, selbst die Professoren der Universitäten. — Das Alles bestätigte der Kaufmann. Und was ist der Grund? „Neid, Genuss- und Ehrsucht bringen den Menschen aus der Welt,“ sagen unsere Weisen. In Russland nicht den Neider, sondern den Beneideten.

Solche Gespräche in den verschiedensten Variationen durch alle möglichen Beweise und Belege erhärtet, wurden unterwegs gewechselt. Von Wilna bis zur nächsten Station durch die bewaldeten Hügel mit ihren mannigfaltigen Schluchten, zwischen welchen man überall Ansiedelungen und Landhäuschen bemerkte, die Sommerwohnungen Wilnaer Patrizier, war die Fahrt recht interessant. Imgleichen hat die nächste Station Wilaika ein äußerst hübsches, ja elegantes Ansehen. Das Städtchen mit all seinen Anlagen, Fabriken, Establishments und netten Wohnhäusern sieht aus, wie eben vom Handwerksmeister gekommen und scheint seine heutige Gestalt dem Umstand zu verdanken, dass hierher ein kleiner Knoten- und Kreuzpunkt von Eisenbahnen verlegt ist. — Hat man einmal dieses Städtchen hinter sich, dann erkennt man, wohin man auch blicken mag, dass man in einem fernen, fremden, erst halb zivilisierten Lande ist. Haus

und Hof, Weg und Steg, Feld und Flur, Wald und Wiese, selbst alle Bahnhofsanlagen und Gebäulichkeiten, diese Erzeugnisse allerneuester Zivilisation, tragen den Character der Halbkultur und Halbzivilisation. Nirgends bemerkt man irgendein Dorf, sondern nur einzelne, zerstreute Häuser; und was für Häuser? Schlechte, verfallende und verfallene Hütten mit etwa vier Fuß hohen, aus Lehm und Ginster hergestellten Umfangswänden und einem riesigen Stroh-, Moos- oder Schilfdach, welches drei- und viermal so hoch ist, als die Umfangswände. Innerhalb dieser Räumlichkeiten leben Mensch und Vieh friedlich und gemütlich neben einander. Die Eisenbahnstationen sind meistens in die Nähe sogenannter Städte verlegt. Aber was sind das für Städte? Reihen von ein- auch zweistöckigen Häusern mit Holzverschalung und Schindeldächern. Gewöhnlich haben diese Städte nur eine Hauptstraße, an welche sich rechts und links, so ziemlich liniengerade, die Häuser hinziehen. Die sonstigen Häusermassen sind regel- und ordnungslos dahingestellt, teilweise von irgendeinem kleinen Feld- oder Gartenstück begrenzt. Unter diesen Gebäulichkeiten bemerkt man, in der Bauart von denselben nicht unterschieden, aber über alle hoch hinausragend, ein großes viereckiges Gebäude, gleich einem riesigen Schuppen, das ist die Hauptsynagoge. Vergessen wir nicht, dass alle diese Landstädtchen fast ausschließlich von Juden bewohnt sind. Am Ende der Stadt, aus freiem, hochgelegenen Raume befindet sich wohl auch, gar sehr von den übrigen Gebäuden abstechend, eine der sehr hübschen betürmten und bekuppelten Kirchen, welche weiß und glänzend, meilenweit hinschauet und geschauet wird. In einer solchen Stadt, das bemerkt man beim ersten Anblick, müssen Brände gar leicht entstehen und jederzeit sehr verhängnisvoll werden.

Weite Flächen bebauten Bodens bemerkt man nur in der Nähe größerer Städte. Die Ertragsfähigkeit der kleinen, von Wald und Haide, von Sumpf und Moor umgebenen Grundstücke war jetzt zur Zeit der Ernte am leichtesten zu taxieren. Auf einer mehrere Morgen großen Fläche standen in der Mitte einige wenige Haufen dünn- und kurzhalbmigen Roggens. Ich

war der Meinung, der übrige Ertrag sei bereits eingefahren, wurde aber bald belehrt, dass das der gesamte Ertrag des Ackerstückes sei. Wie sah das anders diesseits der Grenze in der herrlichen Gumbinner Gegend aus, woselbst man auf einem Roggenfelde die Kornhaufen in Reih und Glied so dicht nebeneinander aufgestellt findet, dass die Spannweite der Arme fast von einem Haufen zum andern hinanreicht. Und welch eine Merkwürdigkeit auf diesen russischen Fluren! Da zieht sich an einem Hügel ein sehr großes Ackerstück hin, oder es liegt vielleicht auch ganz flach in der Ebene hingebreitet. Der Roggenertrag des Ackers steht bereits abgeschnitten und gebunden in sehr wenigen Haufen zusammengestellt. Zwischen den Stoppeln hindurch aber bemerkt man Baumstumpf an Baumstumpf, allesamt angebrannt, vermutlich damit die Stümpfe nicht mehr ausschlagen, möglich auch, dass sie von einem ehemaligen Waldbrande herrühren. Das ist nun aber einerlei; merkwürdig ist nur, dass keine Hand sich rührt um diese Stümpfe auszuroden. Ich habe mir den Kopf darüber zerbrochen, wie man es nur anfangen möge, den Boden zu bestellen und dazwischen mit dem Pflug eine Furche zu ziehen.

Da fährt man durch weite Strecken; rechts und links dehnt sich die Bodenfläche aus in unabsehbar weiter, absoluter Ebene, die weder Feld, Wald, Wiese noch Haide ist; es ist eine großbewachsene Fläche, von niederem Gebüsch undicht bestanden derart, dass überall die kleinen, grünen Flächen dazwischen liegend hervortreten. Wozu dieses ungeheure Areal nur dienen möge? Es ist Sonntagnachmittag. Wenn man bei uns im Norden am Sonntagnachmittag die weiten Flächen durchfährt, so hat man Gelegenheit rechts und links, überall wohin man blickt, weidendes Vieh in allen nur denkbaren Gruppen wahrzunehmen. Ich bin den ganzen Nachmittag gefahren, eine weidende Herde habe ich gar nicht und nur alle paar Meilen einmal ein weidendes Pferd wahrgenommen, welches beim Vorüberfahren des Zuges aussah und dem dahinbrausenden Zuge verwundert nachblickte. An hübschen Wäldern hat es auf der Tour nicht gefehlt. Allein allesamt waren sie vom Gräuel der Verwüstung

stark mitgenommen Dort wird in der Tat ganz unverantwortlich gewirtschaftet. Diese schönen russischen Wälder werden gar mörderlich behandelt. Man scheint sich geradezu ein Vergnügen daraus zu machen, die mächtigen Stämme zu fällen, um sie ruhig an Ort und Stelle vermodern zu lassen; um das Geäste und die oft mehrere Fuß hohen Stümpfe kümmert man sich ganz gewiss nicht. Wo besonders ergiebige Waldstrecken sind, befindet sich eine Bahnstation, von welcher das dort in ungeheuren Massen ausgestapelte Holz nach allen Richtungen fortgeführt wird; auch empfängt dort die Lokomotive ihre Munition, welche gleichfalls aus Holz besteht. Und alles dieses Holz ist weiches Tannenholz. Dieses Tannenholz wird auch überall da angewandt, wozu man anderwärts Stein und Ziegel benutzt; selbst die Trottoire der Städte sind aus Tannenholz hergestellt. Die Eisenbahnschwellen sind von Tannenholz; rechts und links liegen die angefaulten, durch neue erschieen Schwellen längs des ganzen Schienenstrangs und vermodern da vollends. Ebenso sind die Bahnhöfe und alle die zugehörigen Gebäude, sowie alle Rampen, alle Perrons und alles Pflaster aus Tannenholz.

So ein tannenes mehrstöckiges Bahnhofsgebäude ist durchaus nicht hässlich; es hat Form und Farbe. Es sind so eine Art Blockhäuser; die nur auf zwei Seiten behauenen Stämme werden mit den glatten Flächen übereinander aufgeschichtet und die Zwischenräume durch eine dünne Schicht Moos vollkommen luftdicht gemacht. An den Ecken sind die Stämme derart in einander gefügt, dass ihre Köpfe in hübsch abgerundeten Formen über die Ecken noch hinausragen. Im Aufführen solcher Gebäude besitzen die russisch-jüdischen Zimmerleute eine ganz besondere Meisterschaft. Denn Niemand anders als Juden haben diese Gebäude aufgeführt. Wie ausgestorben die Gegenden, durch die man fährt, auch erscheinen mögen, an den Bahnhöfen entwickelt sich stets das regste Leben, besonders bei den Stationen, welche in der Nähe einer der jüdischen Landstädte eingerichtet sind. Da bemerkt man zunächst die jüdischen Fuhrleute in großer Anzahl, welche Person und Gut von und zu

den Bahnhöfen befördern. Meist Einspänner in der Scheere, vorn mit mächtigem Bügel, der über dem Hals des Pferdes sich spannt. Dieser Bügel, welcher auch dem elegantesten Einspänner nicht fehlt, ist ein Kennzeichen des russischen Gefährts.

Da sind die Lasträger, welche unter mächtigen Bündeln und Collis einherkeuchen. Da sind die Esswaren-Verkäufer, Männer, Frauen und Kinder, welche sich aus den hölzernen Perrons umhertreiben. Viel bieten sie nicht. Vorzugsweise ein Gebäck, das wegen gewisser ritueller Gründe aus einem Teig, der nur aus Mehl und Eier geknetet und scharf gebacken ist, besteht. Dieses Gebäck wird entweder in kleineren oder größeren Kringeln auf Fäden aufgereiht, um so schnurenweis verkauft zu werden, oder es wird in dünnen Fladen, teilweise auch mit etwas Zucker bestreut, dargeboten. Etwas, was ich besser und billiger wohl nie bekommen habe, waren die prachtvollen Walderdbeeren, welche Kinder an den Fenstern des Zuges präsentierten.

Arbeit ist ja stets an den Bahnstationen vorhanden, besonders wo Alles in so unfertigem Zustande sich befindet, wie hier. Man hat also Gelegenheit genug, selbst während der flüchtigen Reise per Bahn, die Juden bei der Arbeit, Erd- und Handwerkerarbeit, zu beobachten. Man braucht nicht gerade zu fragen: Bist du Jehudi? Man erkennt den jüdischen Arbeiter selbst auf der Kuppel des Kirchendachs, wenn er im Sommer den Rock abgelegt hat, an dem Talis-Koton mit den herabhängenden Zizis, ein länglich viereckiges Stück Zeug, welches in der Mitte eine Kopfföffnung und an den Ecken die herabhängenden Schaufäden (Zizis) hat. An einer Haltestelle, wenn ich nicht irre, war es die Station Smorgon, fand ich gegen dreißig jüdische Handwerker beschäftigt: Zimmerleute, Tischler, Stubenmaler und andere. Dort war, wie es schien, ein neuer Flügel dem Stationshaus angebaut und eingerichtet worden. Ich ließ mich mit den Leuten in ein Gespräch ein, fragte nach diesem und jenem und war Ohrenzeuge, wie die Leute eine Art Strike beabsichtigten. Der Arbeitslohn war ein sehr geringer. Morgen hieß es, fordern wir mehr und will man uns Nichts zulegen,

so kündigen wie und gehen die andere Woche nach Minsk, dort verdient man 10 bis 12 Rudel wöchentlich.

So trist und trostlos für jeden anderen diese Reise von Wilna nach Minsk nun sein mag, für mich hatte sie durchaus nichts Langweiliges. Überall gabs Neues, überall hatte ich zu sehen, zu hören, zu forschen und zu fragen; selbst bei Baum und Strauch, Feld und Vieh. An einer Station begegnete ich einer großen Gesellschaft, deren Qualifikation mir bis zur Stunde ein Rätsel geblieben ist: Fünfzig bis sechzig Menschen, Männer und Frauen, die Männer teilweise zusammengekoppelt und von einem Piquet Soldaten überwacht, lauter konfiszierte Galgengesichter. Waren das Rekruten, welche von den Ihrigen bis zur Station begleitet wurden, oder war das einer jener traurigen Züge, welche zur Zwangsarbeit nach Sibirien transportiert wurden — ich habe auf meine Fragen nur halbe unverständliche Antworten bekommen.

XVI.

Gegen zehn Uhr abends waren wir in Minsk und ich war einlogiert im Pariser Hof, woselbst für mich eines der elegantesten Zimmer unmittelbar vor dem sehr hübschen Stadtpark in Bereitschaft gehalten war. Auch der Besitzer dieses eleganten Hôtels ist Jude und lässt dasselbe von Juden verwalten; Portier, Hausknecht etc., Alle sind Juden, nur das Stuben- und Küchenpersonal nicht. Zu einer koschern Table d'hôte wie in den größeren Städten Deutschlands hat man es in Russland noch nicht gebracht. In diesem Hôtel ist für rituelle Speisen insofern gesorgt, als ein religiöser Jude eigens dazu angestellt ist, um für den dessen benötigten, jüdischen Reisenden die Speisen aus einem nahen jüdischen Speisehaus zu besorgen. Dieser, ein kleines, behendes, verständiges Männchen, war bald mit einem einfachen und zeitgemäßen Abendessen bei der Hand und hatte sofort ein Kreuzverhör über Minsker Zustände zu bestehen. Nur beschäftigt mit seinem Hôteldienst, wusste er von Gemeindeangelegenheiten sehr wenig zu berichten.

Dagegen verstand es der Kellner, ein Pole, der nur einige wenige deutsche Worte radebrechte, die ganze Signatur der Stadt in wenigen unartikulierten, mit verschwitzter Miene vorgebrachten Worten darzulegen: „Das Minsk nix deitsch, nix rusch, nix polsch nur judsch.“ In der Tat, von den 50,000 Einwohnern der Stadt Minsk sind fast zwei Drittel Juden. Minsk ist eine hübsche, eine moderne Stadt; keine elegante Stadt, denn zur Eleganz fehlt derselben doch noch sehr viel. Die Straßen sind schnurgerade und breit, aber sehr schlecht gepflastert. Die Gebäude sind in der Tat zum Teil unseren großstädtischen Gebäuden vollkommen ebenbürtig, daneben stehen dann wieder die einstöckigen, langgestreckten Häuser, deren Ladentüren unmittelbar unter dem Dache endigen. Im Übrigen haben diese Minsker Geschäftsstraßen ein noch weit lebhafteres, buntfarbigeres Colorit als in Wilna. Minsk tut sich etwas zu Gute darauf, eine moderne Stadt zu sein und sucht in seinem ganzen äußeren Habitus die modernen Allüren herauszukehren Und wie die Stadt, so das Volk. Auch die Bevölkerung präsentiert sich in weit modernerem Zuschnitt als in Wilna. Ihr religiöses Leben hatte ich weniger zu beobachten Gelegenheit. Sämtliche Gottes- und Lehrhäuser waren ja leider niedergebrannt; allein so viel habe ich denn doch bemerkt, dass in Minsk das Geistliche vor dem Weltlichen zurücktritt. Es soll damit nicht gesagt sein, dass in Minsk Thora und Awoda (Gesetzesstudien und Gottesdienst) weniger gelten als in anderen russischen Städten — in Wilna jedoch sind diese beiden Grundbestandteile jüdischer Frömmigkeit so sehr in den Vordergrund gestellt, dass man daselbst trotz des lebhaftesten weltlichen Treibens den Eindruck empfängt, das Geistliche sei die Achse, um welche das Lebensrad kreise, und als sei der Schulhof der Zentralpunkt der ganzen Stadt; das ist in Minsk anders. Das Weltliche beansprucht und empfängt seine Rechte, sogar, wenn ich nicht irre, stark hervortretende Vorrechte, wenn auch von einer Vernachlässigung des jüdisch-religiösen Elements nirgends die Rede sein kann. So viel zu vorläufiger Orientierung über Minsk.

Montag früh, bald nach sechs Uhr, war ich bereits auf der Straße und schritt, ohne weiter Jemand zu fragen, der Richtung zu, welche mir der jüdische Portier als die Gegend der Brandstätte bezeichnet hatte. Ich schritt eine breite, sanft abfallende und wieder aufsteigende Straße entlang, wandte mich dann angesichts eines großen freien Platzes links, und heraustretend auf diesen von schönen großstädtischen Gebäuden und Kirchen umrahmten Platz, blickte mir eine lange Häuserfront schwarz und hohläugig, ohne Dächer, entgegen; ich war an der Stelle angelangt, wo die große Brandzerstörung Halt gemacht hatte. Ich schritt einem stattlichen Hause vorüber, in welchem sich eine Apotheke befand — ich habe dieselbe später besucht und ihren Besitzer kennen und hochschätzen gelernt — mit dem Augenmerk auf ein großes, eine breite und hohe Front darbietendes Haus gerichtet, das, soweit seine massiven und starken Mauern zugelassen, vollständig aus- und leergebrannt war. Dort war man nicht nur bereits eifrig beflissen, die ungeheuren Schuttmassen, die halbzerschmolzene Zinkbedachung und Dachrinnen und Alles, was sonst noch an zerschlagenem, zerschmolzenem, verdorbenem Hausgeräte umherlag, fortzuschaffen, sondern man war auch schon flink und flugs dahinter, das Haus so rasch als möglich unter Dach und Fach zu bringen. Handwerker aller Art waren damit beschäftigt, Altes und Schadhafes zu beseitigen und das Neue dem Alten möglichst glatt, genau und wie aus einem Guss anzufügen und waren mit ihrer Arbeit schon bis zur zweiten Etage gelangt. Ich besah mir die Arbeiten und Arbeiter zu ebener Erde und stieg zur Verwunderung der Leute, sämtlich Juden bis zum letzten Kärner und Handlungen hinauf ins zweite Geschoß. Das Erste, was mir auffiel und mich fast ergötzte, war ein alter Tischler, der die Thefilin (Gebetriemen) an Haupt und Hand, sein Morgengebet verrichtete und dabei ruhig und rüstig mit Hobel und Hammer weiterarbeitete. Welche von beiden Beschäftigungen unserem Herrgott die wohlgefälligste gewesen sein mag, wage ich nicht zu entscheiden. Die Leute wussten gar nicht, wofür sie den fremden Menschen, der zu ihnen heraufgestiegen, um ihre Arbeit

zu besehen, nehmen sollten und musterten mich nicht gerade mit den günstigsten Blicken. Sie hielten mich, wie ich später erfuhr, für einen fremden Architekten, der die Bauarbeiten in Akkord nehmen und vielleicht mit fremden Arbeitern vollführen lassen wolle. Zunächst kümmerte ich mich um Niemand und benutzte die Gelegenheit, um von dieser hochgelegenen Stelle die Brandfläche, welche mir fast vollständig vor Augen lag, zu überschauen. Welch eine Verwüstung des schrecklichen Elements blickte mir da entgegen. Da konnte man die furchtbare Macht des Feuers, welches der Fessel sich entraf hat, erkennen. In wenigen Stunden hatten gegen 10000 Menschen ihr Obdach verloren. Die ungeheure Brandstätte erstreckte sich über einen Flächeninhalt von 15 Desjätinnen, etwa 163 875 m². Von den ehemaligen Straßen war kaum eine Spur mehr zu erkennen, Die Holzhäuser waren größtenteils gänzlich von der Erde verschwunden, überall nur Schutt und verkohlte Balkentrümmer, und mitten unter diesen Trümmerflächen ragten die Umfangsmauern der massiven Häuser, verrauchte, formlose Häuserskelette, gespensterhaft hervor. Wenn man eine solche trostlose, wild-chaotische, aller Form und Gestalt entkleidete Trümmerstätte anschaut, kann man allerdings auf den Gedanken verfallen, dass die Elemente das Gebilde von Menschenhand hassen. Nicht nur das Feuer, auch ein heftiger Wind hatte dazu beigetragen, dass in kürzester Frist mehr als ein Fünftel der Stadt, nicht der eleganteste, wohl aber der belebteste, bevölkertste Teil der Stadt niedergebrannt ist.

Nach zwei Stellen hin richtete sich unwillkürlich die aufmerksame Betrachtung. Inmitten der großen Brandstätte stand von einem Gitterzaune, wie ich später sah auch von einem freien Raume rings umgeben, eine hübsche Kirche, vollkommen wohlerhalten mit blitzblanker äußerer Gewandung und strahlenden Kuppeln auch nicht im Geringsten von Rauch und Flammen berührt. Dass diese Kirche der Zerstörung des gewaltigen Flammenmeers entgangen war, musste auf den ersten Anblick wie ein Wunder erscheinen und als ein solches wurde es auch den Gläubigen dargestellt. Dieses Wunder klärt sich aber sehr

natürlich auf und, wie nicht verschwiegen werden darf, für die dortigen Christen in stark gravierender Weise. Die Kirche steht auf freiem Platze, rundum zugänglich. Als ringsum der Brand wütete, da erhielt die städtische Feuerwehr die Ordre, die Judenhäuser nur immer brennen zu lassen und Alles aufzubieten, um nur die Kirche zu retten. Ringsum hatte sich die Feuerwehr postiert und die Kirche von außen fortwährend mit Wasser besprengt; die jüdische, noch wenig geschulte, freiwillige Feuerwehr war gegenüber der unbeschreiblichen Wut des Feuers vollkommen ohnmächtig. Das Feuer, dem Zuge des nordöstlichen Windes folgend, machte an einer breiten Straße, gegenüber ziemlich hoch gelegenen Gartengrundstücken, deren Bäume teilweise noch angesengt waren. von selbst Halt. — Der zweite Ort, aus welchen sich die Aufmerksamkeit vorzugsweise richtete, war ein ganz in der Nähe gelegener Komplex großer, massiver, leergebrannter Gebäude, an deren ganzer Struktur, vorzugsweise an deren hochgewölbten Fenstern, man sofort erkennen musste, dass dieses lauter Synagogenbauten seien. Es war in der Tat der Minsker „Schulhof“ mit seinen ehemals sehr hübschen, teilweise erst vor wenigen Jahren in modernem Schnitt und Stil ausgeführten Gotteshäusern. Ich hatte vorläufig genug gesehen, stieg herab und wandte mich wieder meinem Gasthofe zu.

Nach dem Frühstück wars immer noch zu irgendeinem Besuch viel zu früh. In dem gegenüberliegenden Stadtpark, dessen Bäume gar verlockend mit ihren prächtig und saftig grünen Ästen und Wipfeln winkten und nickten, war es aber schon recht lebhaft. Einer solchen Einladung kann ich nicht widerstehen. In wenig Augenblicken war ich die Treppe hinab und im Park. Derselbe ist von prächtigem Baumwuchs bestanden, bietet schattige, bequeme Sitze, grüne Rasenflächen mit Blumenbeeten geziert, hübsche Pavillons und kohlensaure Jungfrauen zur Genüge. Bald gesellte sich zu mir ein Mann, eine nicht so leicht zu qualifizierende Persönlichkeit; es schien so ein Gemisch von Bettler und Botengänger. Der Mann näherte sich in Tracht und Sprache mehr dem deutschen als dem

russischen Juden. Er bettelte nicht geradezu, meinte nur die Zeiten seien schlecht, es sei überhaupt nichts zu verdienen, zudem sei er schwach und kränklich und besitze gegenwärtig nicht so viel, um sich ein Frühstück zu kaufen. Was das betrifft, meinte ich, kann schon Rat geschafft werden, so viel könnt ihr noch bei mir verdienen und zwar habt ihr weiter nichts zu tun, als euch hier auf diese Bank neben mich hinzusetzen und mir auf meine Fragen Antwort zu geben. Zunächst erfuhr ich denn, dass er wohl ein geborner Minsker, aber sonst ein vielgereister Mann sei, der Deutschland, Frankreich und England gesehen. Ich habe starken Grund zu vermuten, dass seine Reise eine Kunstreise gewesen in dem Sinne jenes Lubliner Schnorrers, der seine Reise als Kunstreise bezeichnete, weil er dieselbe von Lublin bis Frankfurt a. M. mit einem Kopeken in der Tasche unternommen. Weiterhin erhielt ich aber auch von dem Manne gar manchen wertvollen Aufschluss über Minsker Gemeindeverhältnisse, wie über den jüngsten großen Brand und die Unterstützungsmaßnahmen zu Gunsten der Verunglückten. Nach seinen Informationen erzählte der Mann, seien etwa 1600 Häuser und darunter 21 große Gotteshäuser abgebrannt. Von den abgebrannten Gotteshäusern nannte er mir: Die Hauptschul (Beth-Hakneses), das große Beth-Hamidrasch, das kleine Beth-Hamidrasch, die Kabronus-Schul (Synagoge des Beerdigungsvereins), die Talmud-Thora, das neue Beth-Hamidrasch, das Gotteshaus Chonen-Dallim (des Armen-Unterstützungs-Vereins), die Kazobim- (Schlächter-) Schul, die Schul des Gesellen-Vereins, die zwei Romanower-Schulen, die Schul des Wasserträger-Vereins. die zwei Kürschner-Vereins-Schulen, die Lubawitzer-Schul (Synagoge der „Chasadim.“) Weitere Mitteilungen des Mannes dienten mir teilweise zur Direktive bei meinem späteren Rundgange.

Mittlerweile war es Zeit geworden, meine Wanderungen anzutreten. Mein erster Gang galt wieder selbstverständlich dem Kollegen, dem Krons-Rabbiner Channeles. Nur wenige Schritte von meinem Hôtel entfernt, hatte er in einem gegenüberliegenden Hause seine provisorische Kanzlei aufgeschlagen,

wohin man die Akten aus dem abgebrannten Gemeindehause gerettet hatte. Er selbst hatte eine Wohnung in einem Landaufenthalte gefunden, von woher er jeden Tag zur Wahrnehmung der Geschäfte hereinkam. Man hatte ihm meine Ankunft schon von Memel aus, woselbst sich während der Sommerzeit eine ganze Anzahl Minsker Großkaufleute des schwunghaften Holzhandels wegen aufzuhalten pflegen, avisiert. Der Mann hatte zurzeit umso mehr Arbeit, als ihm auch die Executive des Unterstützungskomitee's überwiesen war, derart, dass ihm die Personalakten eines jeden Unterstützungsberechtigten zudem Behufe übergeben wurden, die Beschlüsse des Komitee's zur Ausführung zu bringen. Der Rabbiner schloss sofort sein Büro und wir traten die Wanderung nach der Brandstätte an. Unser Weg führte zunächst durch Straßen, die mindestens ebenso belebt als die Wilnaer waren, allein Vollständigkeit des Geschäftsbetriebes, Reichhaltigkeit und Geschmack der kaufmännischen Schaustellungen, Buntheit und Zierlichkeit der Firmenschilder anlangend, jene Straßen in Wilna noch zu übertreffen schienen. Eine lange und breite Straßenflucht entlang gehend, gelangten wir geradeswegs zu jenem bereits erwähnten freien, viereckigen Platz, welcher rings von großstädtischen Gebäuden, darunter auch das Palais des Gouverneurs, umstanden ist; und den Platz überschreitend, standen wir vor jener hohlgebrannten Häuserreihe, welche die Grenze der Brandverwüstung nach dieser Seite bezeichnete.

Wir betraten die Brandstätte. Eine etwas abfallende Straße, deren massive Häuserfront den traurigsten Anblick der Verwüstung bot, betretend, gelangten wir schon nach kurzem Gange linker Hand vor die Langseite der großen Synagoge und begaben uns auf den Minsker Schulhof. Von tiefer Seelenschauer erfasst, betrachtete ich tränenden Blickes dies Bild der Wut und Gewalt elementarer Zerstörung. Dieser Minister Schulhof entspricht vollkommen seinem Begriff, insofern nämlich, als er nur von Gotteshäusern zehn bis zwölf an der Zahl, umfasst und umrahmt ist. Diese Gottes- und Lehrhäuser umschließen freilich keinen freien Raum, sondern reihen sich,

wie die Nachkommen um die Urahn, um die mehrere hundert Jahre zählende alte Synagoge und eine kleine Zahl von Gebäuden, welche zur Bewirtschaftung des ganzen Komplexes nötig sind. Was aus Holz und Metall, sowie aus anderen brennbaren und schmelzbaren Stoffen bestanden, ist zu Schutt und Asche verwandelt; nichts ist übriggeblieben als die kahlen, verrauchten, aller Zierraten beraubten Wände. Die in die Mauer eingesenkten Nischen, woselbst der Orôn-Hakôdesch (Heilige Schrein zur Aufbewahrung der Thorarollen) sich befand, auf dessen Ausschmückung in Russland alles Erdenkliche verwandt wird, sahen überall einem Kamin weit ähnlicher, als der heiligen Stelle. Am auffälligsten und ergreifendsten tritt uns die Verwüstung in der alten Schul entgegen, in jenem eben genannten uralten Gebäude, in der Mitte des Schulhofs. Diese steht so ziemlich rundum frei und besitzt Mauern von wahrhaft erstaunlicher Dicke — fast so dick als die Klosterweite der Mannesarme. Diese Synagoge ist mindestens ebenso alt, wenn nicht älter, als die Wilnaer große Schul. Die Synagoge bildet ein einziges, mächtiges Spitzbogengewölbe mit wahrhaft ungeheuerlicher Spannweite. Dieses Gewölbe mit seinen vielfachen und eigentümlichen Verschlingungen bildet in der Tat eine Merkwürdigkeit. Auch die hohen Fensternischen zeigen dieselbe Spitzbogenstruktur. Die Wände trugen ringsum allerlei Zierraten, größtenteils aus Metall, besonders soll der Orôn-Hakôdesch ein wahres Kunstwerk gewesen sein. Ebenso waren die Wände mit Inschriften — die Spuren waren noch erkennbar — wahrhaft übersät. Die gewaltige Hitze hat alles vernichtet. Alles Metall ist zerschmolzen, alles Farbige fast gänzlich verblasst. Es bestand der Glaube, diese Synagoge sei vollkommen feuersicher. Viele von den Heiligtümern und Kostbarkeiten an Bücher und Geräten, sowie viele Sifrê Thôra (Thorarollen) der nebenstehenden Synagogen hatte man hierhergebracht und glaubte Alles in diesem mächtigen Gewölbe so sicher, wie im feuerfesten Geldschrank. Beide haben in Minsk die Feuerprobe nicht bestanden. In der Synagoge fand man Alles verbrannt, geschmolzen, verkohlt; ebenso hat

Mancher, wie man mir erzählte, der dem feuerfesten Geldschrank vertraute, oder, schnell flüchtend, gehofft hatte der feuerfeste Geldschrank werde ihm seine Wertgegenstände schützen, dieselbe schmerzliche Enttäuschung erfahren. Es war ein ergreifender Anblick die großen Schätze von Büchern allesamt angebrannt, zum größten Teile bis auf geringe Überreste verbrannt und die Thorarollen verkohlt und zu Klumpen, fest wie Stein zusammengeklebt, zu sehen. Auf dem Schulhofe herrschte übrigens ein sehr reges Leben. Eine große Anzahl von Arbeitern und Handwerkern war mit Fortschaffung des Schuttes und teilweise mit dem Wiederaufbau einiger Gotteshäuser beschäftigt. Besonders waren es einzelne Vereine, welche so rasch als möglich ihr Gotteshaus wieder herzustellen bedacht waren. Eines dieser Vereinsgotteshäuser sahen wir bereits so weit gefördert, dass es in nächster Zeit schon wieder in Gebrauch genommen werden dürfte. Nur die Kommunal-Gotteshäuser, darunter auch die erst vor wenigen Jahren mit großen Kosten neuaufgebaute „neue Schul,“ ein unseren großen Synagogen vollständig ebenbürtiges Gebäude, lag noch unberührt in Schutt und Trümmer. Den ergiebigen Röhrenbrunnen des Schulhofs hatten sich die Arbeiter durch aufgelesene und angelegte Dachrinnen in primitivster Weise zum Gebrauch hergerichtet. Als wir diese Trümmerstätte verließen, um unsern Rundgang weiter fortzusetzen, sahen wir einen einzelnen Mann, welcher tiefschmerzlich, händeringend zu den Ruinen eines der Gotteshäuser empor sah. Es war der Rosch-Jeschiwa (Haupt der Talmudhochschule), der sich über die Zerstörung seines Lehrhauses nicht beruhigen kann und fortwährend den Ort seiner frommen Tätigkeit anstarrt, den er sonst nie zu verlassen pflegte. Tiefergriffen wie ich den Ort betreten, verließ ich ihn auch wieder.

Nicht weit hiervon trafen wir auf eine völlig leergebrannte Stätte. Hier hatte ein Komplex hölzerner Häuser gestanden, von welchen das Brandunglück ausgegangen war. Das Haus genau zu bezeichnen war nicht mehr so recht möglich, denn dasselbe mit all seiner Umgebung, selbst mit den Straßen, die sich dort befunden haben sollen, war bis zur Unkenntlichkeit

vom Boden verschwunden. Durch Trümmer aller Art und Gestalt uns hindurchwindend, gelangten wir wieder auf breite, gerade Straßen, welche von der massiven Front hohlgebrannter Häuser eingefasst waren, dazwischen freilich auch hölzerne Häuser genug, von welchen weder Stumpf noch Stil übriggeblieben. An gar manchem dieser Gebäude welches, das allgemeine Interesse ganz besonders in Anspruch nahm, haftete unsere schmerzliche Teilnahme; so die Gotteshäuser, die Schulen (Lehranstalten) und sonstige dem Gemeinwohl dienende Gebäulichkeiten. Auch an Kuriositäten fehlte es nicht, so der Anblick des Platzes, woselbst ein ziemlich großes, aus Holz errichtetes Gotteshaus gestanden. Nichts war mehr davon übrig als die noch starr und stramm aufrechtstehenden tönernen, mit grüner Glasur überzogenen Öfen und dahinter die hoch aufragenden Schornsteine. Einen gar merkwürdigen Anblick bot ein großes Magazin von Eisenwaren. Da lagen große Bündel Nägel in einem Klumpen, und zwar in Form des Gefäßes, welches sie umschlossen hatte, zusammengeschweißt. Große Eisenmassen, wie z. B. Ambosse, waren nur noch schwammartige, poröse Schlacken, alle eisernen Gefäße und Geräte bis zur Unkenntlichkeit entstellt, das ganze Magazin vollkommen wertlos, weil das Eisen derart verglüht und verschlackt war, dass es selbst als Rohstoff nicht mehr zu verwenden gewesen wäre. Auch an der oben erwähnten Kirche kamen wir vorüber. Sie stand da so rein, so blank in ihrer weißen Tünche und mit ihren glänzenden Kuppeln so vollständig unberührt, als ob gar nichts geschehen, als ob sie aus einem anderen unversehrten Stadtteil eben erst hierher versetzt worden wäre.

Immer weiter schreitend, besichtigten wir hier und da noch gar manche, besondere Teilnahme erweckende Brandstelle, so auch die Handwerkerbildungsanstalt, welche unser Interesse in erhöhtem Maße beanspruchte. Dort empfingen 150 Handwerkerlehrlinge Verpflegung und vollständige, theoretische und praktische Ausbildung. Sie erhielten täglich einige Stunden Unterricht in den nötigen Vorkenntnissen und Bildungselementen, die übrige Arbeitszeit verbrachten sie unter Aufsicht tüchtiger

Meister in den Werkstätten. Von den verschiedenen Handwerksarten hatte man nur zwei als nach den örtlichen Verhältnissen besonders ersprießlich ausgewählt und hierfür Werkstätten errichtet — eine Tischler- und eine Schlosserwerkstätte — und sich hierfür die Lehrlinge nach Neigung und Befähigung ausgesucht. Schon unterwegs auf der Reise nach Minsk hatte man mir über diese Anstalt Mitteilung gemacht und ich konnte, bevor ich in die örtlichen Verhältnisse einen gewissen Einblick empfangen, absolut nicht begreifen, weshalb nur zwei und weshalb gerade diese Werkstätten. Allein ich hatte Gelegenheit, mich bald zu überzeugen, dass Handwerkerlehrlinge anderer Art mit größter Leichtigkeit tüchtige Lehrmeister ganz unentgeltlich finden, dagegen an tüchtigen Schlossern und Tischlern gerade kein Überfluss und Überschuss vorhanden sei. Nur die Tischlerwerkstätte war vom Brande verzehrt, die Gerätschaften der Schlosserwerkstätte waren gerettet worden. Die Tischlerlehrlinge hatten sich zerstreut und vorläufig in der Stadt lohnende Beschäftigung gefunden; die Schlosser hatten wenigstens ihre praktische Tätigkeit fortsetzen können. Wir waren an der Linie angelangt, woselbst der große Brand Halt machen müssen. Eine an dieser Grenze ziemlich isoliert aber noch innerhalb des Zerstörungsbereichs sich befindende Wagenfabrik war verschont geblieben; dort unter einem Schuppen war die Schlosserwerkstätte der Handwerkerbildungsanstalt aufgeschlagen. Wenige Minuten nach unserer Ankunft an dieser Stelle kamen auch die Lehrlinge fröhlich und guter Dinge vom Mittagsessen um die Arbeit wieder aufzunehmen. Bald standen 30 bis 40 Schlosserlehrlinge vor ihrem Amboss und Schraubstock, hämmerten und feilten, der eine an diesem, der andere an jenem Gegenstande, um die Wette. Ein gar freundlicher Anblick, und das wahrhaft betäubende Geräuschklang in meinen Ohren lieblicher als die beste Orchestermusik.

Von der Brandstätte hatte ich genug gesehn. Erschöpft, schweißtriefend, staubbedeckt übersah ich nochmals von diesem etwas hochgelegenen Punkte die Brandfläche um den Totaleindruck in lebhaftester Weise mit fortzunehmen; und dieser

Totaleindruck, bot er etwa ein Bild des Todes, der Vernichtung? Nichts weniger als das. Viel eher ließe er sich als das Bild des aus den Ruinen sich emporringenden neuen Lebens bezeichnen. Solch einem regen Treiben und Schaffen bin ich selten begegnet. Viel tausend Hände waren in unermüdlicher Arbeit beflissen. Überall herrschte die regste Bautätigkeit. Schwerbeladene Wagen bewegten sich durch tief ausgefahrene Geleise von und zu den Baustellen. Und ein jeder dieser Handwerker und Arbeiter bis herab zu dem geringsten Handlanger und Schuttkarner war ein Jude. Russen waren dort fast gar nicht beschäftigt. Sie wären auch kaum zu erlangen gewesen, da anderweitige Beschäftigung während dieser Zeit der Ernte, besonders die Feldarbeit, sie vollauf beanspruchte. Hier habe ich einen ganz besonderen Respekt vor dem Fleiße und dem Geschick der russischen Juden bekommen; hier habe ich erfahren, dass Russland keine bessere, fleißigere, strebsamere, mäßigere und sparsamere Bürger besitzt als die Juden. Meinen jüdischen Brüdern in den übrigen zivilisierten Ländern hätte ich zur Berichtigung ihres Urteils über die russischen Glaubensgenossen diesen Anblick gerne gegönnt.

Aber auch die Geschäftsbeflissenheit dauerte fort, mitten unter diesen Trümmern. Überall, wo es nur tunlich, waren Bretterbuden aufgeschlagen, war vielleicht eine Trümmerwand dazu benutzt, um irgendein Geschäft, besonders solcher Artikel, welche zum Bedarf der Arbeiterbevölkerung gehören, daselbst zu etablieren. Ein großer Wochenmarkt mit allen Lebensbedürfnissen und allem Massentreiben, welches ein solcher darzubieten pflegt, wurde mitten unter den Schutthaufen abgehalten. Lange Reihen Fleischbänke stellten Fleischwaren aller Art zum Verkauf. Besonders bemerkte man allenthalben die Händler von Lebensmitteln mit ihren Waren, sowie kleinere und größere Speisewirtschaften, welche unter Bretterschlägen so primitiver Art, dass sie durch Stangen, Latten und Schwarten nur angedeutet waren, auf rasch improvisierten Tischen nicht sehr opulente, auch nicht gerade sehr einladende Mahlzeiten servierten. Da setzte sich nun eine kleinere oder größere Gesell-

schaft von Arbeitern und Handwerkern zu Tische, nachdem man sich ritueller Vorschrift gemäß die Hände gewaschen, einen in Salz eingetunkten Bissen Brot gegessen und die Segenssprüche gesprochen: „Gelobt seist du Herr, König der Welt, der du uns geheiligt durch deine Gebote und uns befohlen, die Hände zu waschen.“ — „Gelobt seist du Herr, König der Welt, der du das Brot aus der Erde hervorbringst.“ Sie nehmen ruhig und gemessen ihr kärgliches Mahl zu sich, verrichten ihr langes Tischgebet und gehen wieder an die Arbeit. Es ist nicht bloß ein arbeitsames, es ist auch ein frommes und gottergebenes Volk. Leider! Leider! dass all das Gute unserer russischen Glaubensgenossen in so wenig ansprechender Form sich kundgibt. Leider! Leider! dass die Welt das Hässliche hundertmal mehr verabscheut als das Schlechte. Hier der geheimnisvolle Grund, weshalb der russische Jude die Beachtung nicht findet, welche er verdient.

XVII.

Meine Zeit war um. Zunächst musste ich in meinem Hôtel mich umzukleiden; dann hatte ich einer Einladung zum Mittagsessen bei einem langjährigen Freunde, Herrn Salomon Hurwitz — derselbe, welcher mich auch gestern Abend abgeholt und zum Hôtel begleitet hatte — Folge zu geben; endlich gegen zwei Uhr hatte ich einer Komiteesitzung beizuwohnen, in welcher ich die 1000 Rubel zur Unterstützung der Verunglückten übergeben wollte. Auf dem Rückweg in dem unversehrten Stadtteile angelangt, nahmen wir noch Gelegenheit eine Anstalt zu besuchen, welche für die Minsker Armen das segensvollste Hilfswerk ausmacht; nämlich die Anstalt zur Beschaffung billigen, resp. unentgeltlichen Brotes. Auf einem weiten Hofraume, woselbst sich, wenn ich nicht irre, auch ein sehr großes Möbelmagazin befand, stand ein niedriges, langgestrecktes Gebäude. Eintreten bemerkt man in dem inneren Raume lange Doppelreihen von Mehlsäcken, hohe Stapel gebackenen Brotes, mächtige Bottiche mit bereits eingeteigtem Mehl, alles notwendige Backgeräte, endlich eine Anzahl großer Backöfen

in voller Tätigkeit. Auf dem Hofe befand sich eine Bretterbude mit Schalern, an welche sich die Armen massenhaft herandrängten, um gegen Marken von verschiedener Farbe, entweder gegen eine sehr mäßige Bezahlung oder ganz umsonst, ihr Brot in Empfang zu nehmen. Hier wie überall war ich erstaunt über die sehr zweckmäßige, bürokratische Einrichtung der Minsker Wohltätigkeitsanstalten.

Nach dem Mittagsessen und einer eifrigen Unterhaltung mit einer gebildeten geistreichen Frau, der Schwiegertochter des Herrn Salomon Hurwitz, begab ich mich zum Vorsitzenden des Minsker Unterstützungskomitees, Herrn Baudirektor Wengroff, und zwar nach den großen, stark frequentierten Geschäftslokalitäten der Minsker Kommerzbank, unmittelbar neben meinem Hôtel gelegen. Die Privatwohnung des Mannes war gleichfalls niedergebrannt. „Sehen Sie,“ sagte er mir, „dieser graue Anzug ist alles, was ich aus dem Brande gerettet habe.“ Dort hatten sich auch einige andere Komiteemitglieder eingefunden und wir begaben uns gemeinschaftlich zu dem Sitzungslokal des Komitees in die Behausung des Gouverneurs. Der Gouverneur, Herr v. Petroff, resp. der Vizegouverneur, Herr v. Abedinsky, waren die Ehrenpräsidenten des Komitees und der eine oder andere pflegte auch wohl den Sitzungen anzuwohnen. Die Komiteemitglieder, wie ich selbst hegten die Erwartung, dass einer oder der andere der Herren Gouverneure in der Sitzung erscheinen und das mitgebrachte Geld persönlich von mir in Empfang nehmen werde. Allein vor Beginn der Sitzung ward mitgeteilt, dass beide Herren aufs Land zum Bischofssitze gefahren, von diesem Kirchenfürsten zu einem Gastmahl eingeladen und heute nicht mehr auf ihre Rückkunft zu rechnen sei. Den Wunsch des Komitees, darum einen Tag länger zu bleiben, war ich zu erfüllen außer Stande, weil mir die Stunden meines Aufenthaltes geradezu zugezählt waren. In einem meinerseits an den Gouverneur gerichteten Schreiben war gesagt, dass ich ortsanwesend die 1000 Rubel im Namen des „ständigen Hilfskomitees für die Notstände russischer Israeliten“ zu Gunsten der beim Brande Verunglückten überreiche. Außer Stande

länger zu verweilen, wolle ich Sr. Exzellenz schriftlich den innigsten Dank aussprechen für eifrige und umsichtige Fürsorge, welche er den Verunglückten habe angedeihen lassen.

Nachdem diese Angelegenheit geordnet war, nahm ich Gelegenheit, mich über die Zusammensetzung des Komitees und seine Unterstützungstätigkeit zu informieren. Sofort nach dem Brande war dasselbe zusammengetreten. Das Komitee ist zweiteilig, ein engeres, geschäftsführendes, aus sieben Personen bestehend, welche vom Gouverneur hierzu ersehen sind und ein weiteres, aus dreißig Personen bestehend, welche von der Stadt gewählt sind; drei Personen des letzteren gehören auch zum ersteren. Zum Sitzungslokale, zur Bürotätigkeit und Aufstellung seiner umfangreichen Registratur hatte der Gouverneur seinen großen Empfangssalon hergegeben. Die erste Sorge war, den Obdachlosen ein Unterkommen zu verschaffen. Ein glücklicher Umstand erleichterte diese Arbeit. Das Militär hatte längst die ihm während des Sommers zum Aufenthalt dienenden Feldlager bezogen. Die Kasernen standen leer; so wurde denn ein großer, wenn nicht der größte Teil derjenigen, welche nicht sofort ein Obdach finden konnten, in zwölf Kasernen untergebracht. Einen freundlichen Aufenthalt boten diese, mit einem wunderbaren Gemisch zusammengeworfener Menschen angefüllten Kasernen nun eben nicht. Wer es nur möglich machen konnte, suchte sich ein Unterkommen in der Stadt, errichtete sich eine Bretterhütte inmitten der Brandstätte oder gar auf freiem Felde. Selbstverständlich richtete sich die Hauptfürsorge auf die Kasernen und ihre Bewohner. Es galt nicht nur diese Kasernen zu füllen, sondern die noch schwerere Sorge, dieselben auch wieder zu leeren und alle Bedürftigen mit den nötigen Subsistenzmitteln, einen Jeden in der Weise, welche zu seinem Fortkommen die förderlichste schien, zu versehen. Wie alles das verlaufen, ist aus einem großen, auf farbigem Papier gedruckten Straßenplakate zu entnehmen, welches aus dem Russischen ins Deutsche übertragen etwa folgenden Inhalt hat: „Die unentgeltliche Verteilung von Brot aus der Bäckerei wird nur bis dann und dann fortgesetzt; nach diesem Datum

tritt wieder für das Brot der bekannte ermäßigte Preis in Kraft. — Die in den Kasernen ihre Zuflucht suchenden Abgebrannten erhalten daselbst unentgeltliche Bespeisung. — Diejenigen, welche die Kasernen verlassen und eine andere Wohnung aufsuchen wollen, erhalten hierzu eine Unterstützung. Dies betreffende Bittschriften sind an die zuständigen Kasernenverwalter zu richten. — Wer einmal die Mittel zum Bezuge einer anderen Wohnung erhalten hat, hat fernerhin keinen Anspruch mehr auf Wohnung und Verpflegung in den Kasernen. — Handwerker erhalten die Mittel zur Neuanschaffung ihrer verlorenen Werkzeuge. — Wer die Stadt verlassen will, für den wird ein freier Pass und ein freies Fahrbillet besorgt.“ — Diejenigen, welche Hütten auf dem Felde oder auf den Brandstätten bezogen haben, können jederzeit in den Kasernen Aufnahme und Verpflegung erlangen. Wer außerhalb der Kasernen wohnt, dem kann Verpflegung nicht gewährt werden. Dies betreffende Bittschriften sind an die Kasernenverwalter zu richten.“ — Der Schlussspassus des Maueranschlags lautete: Das Komitee mahnt diejenigen, welche in den Kasernen ein Unterkommen gefunden haben, auf das eindringlichste, sich nach Wohnung, Arbeit und anderweitiger Hilfe umzusehen. Das Komitee wird ihm hierin in jeder Weise behilflich sein, besonders Handwerkern zur Ausübung ihres Berufes jedmögliche Unterstützung gewähren.“ — Am Schlusse des Plakats waren neben jeder Kaserne die Komiteemitglieder namhaft gemacht, welche die Verwaltung, je zwei über eine Kaserne, übernommen hatten.

Als ich in Minsk anwesend war, hatte die Kasernenverpflegung schon beinahe ganz aufgehört. Die Kasernen waren schon größtenteils evakuiert. Die Tätigkeit des Komitees aber war eine noch lebhaftere geworden. Wie früher die einzelnen Komiteemitglieder die Verwaltung der Kasernen übernommen, so hatten sie sich jetzt auf die einzelnen Straßen verteilt, um sich über Stand und Gang der Dinge zu informieren, über einen jeden Unterstützungsbedürftigen Erkundigungen einzuziehen, darüber im Komitee Bericht zu erstatten, Arbeit zu erkundigen und zu vermitteln und einem jeden, der außer Stande war sich

selbst zu helfen, zum Wiederbeginn seines Erwerbes und Gewerbes behilflich zu sein. Jeden Tag fanden mehrstündige Komiteesitzungen statt um die laufenden Geschäfte zu erledigen, die Berichte der Komiteemitglieder aus den einzelnen Bezirken entgegenzunehmen, die vorliegenden Unterstützungsgesuche zu prüfen, über die Herbeischaffung der nötigen Geldmittel zu beraten und viele andere Augenblicksangelegenheiten zu besprechen. Geschrieben wurde dabei viel. Jeder Untersuchungsberechtigte hatte seine Personalakten; über jeden einzelnen Unterstützungszweig wurde Buch geführt und alles protokolliert. Die notwendigen Bekanntmachungen, die periodischen Rechnungsabschlüsse wurden durch gedruckte Maueranschläge öffentlich kundgegeben. Bis zu dem Augenblicke, da ich der Komiteesitzung anwohnte, waren 1524 Unterstützungsgesuche berücksichtigt und etwas über 19 000 Rubel verteilt worden. Das ist nun freilich ein sehr geringer Ersatz für die nach vielen Millionen zählenden Verluste; trotzdem möchte ich behaupten: Minsk wird dieses gewaltige Brandunglück mit Leichtigkeit überwinden. Einzelne allerdings und gewiss eine große Anzahl Einzelner, welche Alles rettungslos verloren haben, werden viele Jahre an den erlittenen Verlusten zu tragen haben, werden sogar teilweise sich niemals wieder zu der früheren Wohlhabenheit heraufarbeiten können. Einzelne sind vollkommen arm geworden und werden vielleicht arm bleiben ihr Leben lang. Im Großen und Ganzen stellt sich die Sache aber anders. In Minsk kann man leichter Brandversicherungen erwerben und war auch sehr vieles versichert. Fast zwei Millionen Versicherungsgelder sollen dorthin gelangen. Die Vermögenderen tragen nicht schwer an dem erlittenen Schaden, ja sie werden es sich noch obendrein ein gut Stück Geld kosten lassen, um ihre Grundstücke besser und schöner wieder aufbauen zu lassen als sie ehemals waren. Die Summen, welche auf diese Weise in die Hände der arbeitenden Klassen gelangen, sind von hohem Betrage und diese Gelder bleiben nicht in der ersten Hand; das rouliert und kursiert von Hand zu Hand. Wenn der eine hat, dann hat auch der andere, und alles verbleibt in den Händen der ärmeren

Klassen. Ein tüchtiger Bauhandwerker, ein tüchtiger Handarbeiter verdient pro Woche zehn bis zwölf Rubel; das ist in Russland ein hoher und weit ausgiebigerer Betrag als anderwärts.

So in Minsk. Ganz anders in den kleineren russischen Städten. Abbrennen ist gleich gänzlicher Vernichtung alles Besitzstandes; wie in tatsächlicher Wirklichkeit, so in Begriff und Sprache. „Es ist bei ihm wie abgebrannt“, sagt der russische Jude von Einem, der gar nichts mehr besitzt. Wirklicher gutfundierter Wohlstand ist in den kleineren Orten nirgends vorhanden. Wenn ein Viertel, ein halbes Dutzend wirklich wohlhabender Männer in einer Stadt von 4000 bis 6000 Menschen sich befinden, so ist das ein starker Prozentsatz. Was der Einzelne besitzt und erwirbt, wenn er überhaupt etwas besitzt und erwirbt, das steckt er wieder in sein Geschäft oder er verwendet es zur Vergrößerung und Verschönerung von Haus und Hof, dessen Grund und Boden meist gar nicht ihm, sondern seinem Starosten, seinem Grundherrn gehört, der ihn, wenn er nicht einen festen, die Erblichkeit Verbürgenden Besitztitel auf sein Grundstück innehat, ganz nach Gutdünken von Haus und Hof vertreibt. An der preußischen Grenze liegt ein Städtchen, woselbst, wie überall, fast nur Juden wohnen. Der Grundherr, Fürst Oginsky, schaltet mit seinen jüdischen Untertanen ganz nach Belieben. Dort kommen Besitzstörungen vor, die wahrhaft haarsträubend sind; wenn er so recht einen wilden Coup ausführen und bei Nebel und Nacht eine Familie ahnungslos exmittieren kann, das scheint ihm ganz besonderes Vergnügen zu bereiten. Ein uraltes jüdisches Gotteshaus hatte er zum Viehstall umgewandelt. Leider hatten sehr viele Einwohner ihre Besitzes-Dokumente verloren oder hatten in der Tat solche niemals besessen. In Russland hat wohl die Leibeigenschaft der Personen, aber nicht des Grund und Bodens aufgehört. — Wenn nun aber auch der Ort Stadtrechte besitzt, nach welchen der Grund und Boden zu den Gebäuden untrennbar gehört, so ändert dies an der Sache nichts — Abbrennen ist Vernichtung. Es gibt für diese kleineren Städte so gut wie gar keine Feuerversicherung. An Mobiliarversicherung ist gar nicht zu denken; Gebäudeversicherung ist

möglich, aber die Versicherungsprämien betragen mehrere Prozente — nicht pro Mille; der Versicherungsakt ist mit so viel Umständen, Schwierigkeiten, Kosten — legalen und illegalen — verbunden, dass selten Einer wagt, die Versicherung zu beantragen; und was verbürgt denn auch eine solche Versicherung? Nicht etwa einen eventuellen, nach Abschätzung der Gebäude normierten Schadenersatz, sondern einen Betrag von einigen hundert Rubeln für das eine Gebäude wie für das andere, mag dasselbe nun einen Wert von Hunderten oder von Tausenden besessen haben. Die in Russland bestehenden größeren, monopolisierten Feuerversicherungsgesellschaften gehen Versicherungen nur für größere Städte ein.

XVIII.

Mit Schluss der Komitee-Sitzung erachtete ich meine Geschäfte in Minsk wie überhaupt meine ganze Reisemission für beendet. Meine nicht eben sehr weittragende physische Kraft war erschöpft. Die ungewohnte leibliche Anstrengung und noch weit mehr die seelischen Aufregungen hatten meinem inneren und äußeren Wesen zu stark zugesetzt. Ich habe es den Leser nicht ahnen lassen, dass selbst heute, noch während ich das Alles niederschreibe, die Aufregung in mir zittert. Nicht genug, dass ein Volk unverdientermaßen die rohesten Misshandlungen, Verfolgungen und Wutausbrüche zu erdulden hat — es muss sich auch noch gefallen lassen, dass man hinterher mit raffinierter Bosheit demselben alle Schmach und Schande andichtet, um die Misshandlungen als verdiente erscheinen zu lassen. Den Trost wird man dem israelischen Volke nicht rauben können: Bei allen von jeher erduldeten Verfolgungen war es tausendmal besser, tausendmal mehr wert, als seine Verfolger. Wenn in der Welt nun einmal die Barbarei, das Unrecht niemals ganz aussterben und, einmal vorhanden, sich auch faktisch und praktisch betätigen sollen und werden — nun, du Israelite, so wolle denn doch tausendmal lieber die Barbarei ertragen, denn selbst ausüben, tausendmal lieber Unrecht leiden, denn Unrecht tun. „Gehöre lieber zu den Gekränkten, aber nie zu den Kränkenden.“ (Talmud.)

Nach beendigter Sitzung setzte ich mich in eine bereitstehende Droschke, fuhr nach meinem Hôtel und schlief eine Stunde den Schlaf des Erschöpften. Durch ein Geräusch jäh aufgeschreckt, fuhr ich empor; es war der Kellner, bei welchem ich bestellt hatte, mir Punkt fünf Uhr eine Tasse Kaffee zu bringen. An den Kaffee gewöhnt, wollte ich selbst in Russland nicht davon lassen. Man hatte mich vor dem russischen Kaffee gewarnt; dort trinkt man nämlich nur Tee, immer Tee, viel Tee. In manchen Häusern und ebenso in den Gasthäusern ist das Samowar (die russische Teemaschine) den ganzen Tag geheizt; ein tüchtiger Russe trinkt täglich seine 16 bis 20 Glas Tee; auch ein Übermaß, das sich oft genug durch Verdauungsstörungen rächt. Die Warnung vor dem Kaffee war grundlos. In Wilna war der Kaffee ausgezeichnet. Auch in Minsk ließ er nichts zu wünschen übrig; nur war in dem großen, hocheleganten Gasthofs anfangs keine Kaffeekanne aufzutreiben. Schließlich hatte man denn doch eine entdeckt, eine ehemals recht elegante Kanne, aber gleich der echten Antike fehlte ihr Arm und Nase. In Ermangelung einer Tasse begnügte ich mich auch mit einem Glase. Jedoch aus dem Glase oder aus der Tasse getrunken, der Kaffee nach dem Schlafen hatte seine Wirkung getan. Nicht lange und ich befand mich im gegenüberliegenden Park, woselbst sich eine ferienfrohe Gymnasiastenschar herumtummelte. Diese sind in Russland leicht an der Uniform erkennbar, welche sie zu tragen angewiesen sind. Ich redete einige an, sie antworteten nicht; sie verstanden ebenso wenig Deutsch, wie ich Russisch. Endlich traf ich einen etwa zwölfjährigen, hübschen, zarten und ruhigen Knaben, er war, wie ich erfuhr, der Sohn eines jüdischen Arztes; der Knabe verstand, wie er auf mein Befragen bekannte, „ein bisken“ Deutsch zu sprechen; antwortete indes nicht nur willig und freundlich, sondern auch für einen russischen Knaben rein und fließend genug auf meine Fragen. Was er mir über Einteilung des Gymnasiums sowie über den Unterricht mitteilte, war zu unvollkommen und interessiert hier zu wenig, als dass es mitgeteilt zu werden brauchte; über Stellung, Führung und Behandlung

der jüdischen Kinder in dem russischen Gymnasium habe ich absichtlich nicht gefragt. Der unbefangene Knabe, welcher mit einigen christlichen Kommilitonen, die gleichfalls neben mir auf der Bank Platz genommen, genau zuhörten, ohne dass sie auch nur ein Wörtchen von unserer Unterhaltung verstanden, schien von den Glaubens- und Rassenunterschieden, welche man heutzutage zu machen beliebt, noch wenig oder gar nichts empfunden und erfahren zu haben. Es wäre sündhaft gewesen, den arglosen Knaben zu früh vom Baume der Erkenntnis essen zu lassen und ihm vorzeitig sein Paradies der vermeintlichen Einheit und Zusammengehörigkeit aller Menschen zu zerstören; zumal ich weiß, mit welcher Ängstlichkeit die gebildeten russischen Eltern ihre Kinder in diesem Glauben zu erhalten und jede Gelegenheit und Veranlassung fernzuhalten suchen, welche den Kindern diesen Widerstreit der Meinungen mit allen seinen Widerwärtigkeiten zum Bewusstsein bringen könnte. Die eine Frage, welche ich an den Knaben richtete: „Hast du auch Religionsunterricht?“ vermochte er nicht sofort zu beantworten. Erst auf die Frage, ob er Unterricht im Hebräischen habe, erfolgte ein rasches „Ja, ich habe Privatunterricht im Hebräischen, übersetze aus dem Hebräischen ins Russische!“ Aus welchem Buche er übersetze, darüber wusste er genaue Auskunft nicht zu geben. Es scheint mit dem hebräischen Unterricht der Schüler an öffentlichen Schulen in Russland nicht viel besser zu stehen, als bei uns. Ich saß und schaute noch eine Zeit lang mit innigstem Vergnügen den Spielen der Kinder zu. Es gibt in der ganzen Welt kein herrlicheres Schauspiel, als das fröhliche, unbefangene Kinderspiel. Diese Kinder waren, so viel ich mich besinne, die Einzigen, welche mir während meines Aufenthaltes in den beiden russischen Städten in der Öffentlichkeit bei Spiel und Erlustigung begegnet sind.

Ich schlenderte in aller Ruhe durch die Straßen, „um nichts zu suchen, das war mein Sinn“ und war unwillkürlich Zeuge eines hübschen, hier nicht erwarteten Schauspiels. Auf einem großen, umzäunten Hofraume hatte die jüdische, freiwillige Feuerwehr sich zu ihren Übungen versammelt. Diese besteht schon

lange, ist jedoch seit dem großen Brande reorganisiert und bedeutend verstärkt worden. Sie ist gegenwärtig mit Spritzen neuester Konstruktion und allen möglichen Löschanstalten auf das beste versorgt 300 junge Leute sind in drei Abteilungen geteilt und versammeln sich wöchentlich dreimal, je hundert zu gemeinschaftlichen Übungen an ihren Turngeräten und mit ihren Löschwerkzeugen. Die jungen Leute sind uniformiert, die Chargierten mit Abzeichen versehen, manche sogar mit Dekorationen geschmückt, welche sich durch hervorragende Tätigkeit bei irgendeinem Brande erworben halten. Allmonatlich findet ein großes Exerzitium der gesamten Feuerwehr, auch mit den Spritzen statt. Die Umgangssprache der jungen Leute war, wie ich aus diesem Platze ganz besonders zu bemerken Gelegenheit hatte, die russische. Das lernen sie in ihren Elementarschulen, von welchen die Talmud-Thora mit ihren etwa 500 Schülern die bedeutendste ist. In Minsk versteht bereits die gesamte Jugend die russische Sprache.

Die öffentlichen und zahlreichen Bildungs- und Wohltätigkeitsanstalten zu besuchen, hatte ich nicht mehr Zeit und Gelegenheit. Auch Minsk hat sein Bikur-Cholim (Krankenhaus) und Chonen-Dalim (Armen-Unterstützungsverein), so gut als Wilna. Die Unterstützungen bestehen in Geld und Brot, selbst Suppenanstalten sind zu Zeiten drückender Notlage im Gange und Schwange.

In Minsk fühlte ich mich heimischer als in Wilna. Wenn ich in Wilna den Verkehr mit Einzelpersonen so viel als möglich zu vermeiden strebte, so suchte ich denselben hier auf und hatte gar nicht lange zu suchen; überall traten mir Personen entgegen, die mich schon kannten und die auch ich teilweise wiedererkannte. Es waren Personen, mit denen ich während meines Aufenthaltes schon in Beziehung getreten war, teilweise waren es auch Bekanntschaften von früherer Zeit. Im Herbst eines jeden Jahres befinden sich drei bis vier Monate hindurch eine ganze Anzahl angesehener Minsker Kaufleute, des ausgedehntem hochbeträchtlichen Holzhandels wegen, in Memel. Die reichen und stattlichen russischen Holzhändler sind im Herbst eine Signatur

unserer Stadt; gern gesehene Gäste, denn sie vermitteln unserer Stadt ihr Hauptgeschäft. Ruhig und gemächlich durch die Straßen schlendernd, gesellte sich mancher zu mir zu kurzem Zwiegespräch; Aufforderung zur Einkehr musste ich ablehnen. Ich traf auch nochmals gegen Abend auf einen Teil der Komiteemitglieder, welche sich behufs Inspektion zu den Brandstätten begeben wollten. Es entspann sich eine lange und lebhaftere Unterhaltung, die sich vorzugsweise um meine Person und Unterstützungstätigkeit früherer Jahre zu Gunsten der russischen Glaubensgenossen drehte. Ich folgte nunmehr gerne der Einladung eines der eifrigsten und tätigsten Komiteemitglieder, des Apothekers Nathanson, ihm in seine Wohnung — ich habe dieser Wohnung und Apotheke an dem freien Platze vor der Brandstätte bereits Erwähnung getan — zu folgen. In der gemütlichen Häuslichkeit des Mannes verbrachte ich den kurzen Abend, so schloss der Montag, der Tag von Minsk.

Dienstag in der Frühe machte ich mich auf den Weg, um vor meiner Abreise nochmals nicht die ganze Brandstätte, sondern nur den Schulhof zu besuchen. Ich wollte mir, wenn's anginge, eine Reliquie von der Brandstätte zum Andenken mitnehmen. Ich betrat den ausgebrannten Hohlraum der alten Schul, welche sich, wie schon gesagt, in der Mitte des Schulhofs von zehn bis zwölf anderen Gotteshäusern umgeben befindet. In einer Ecke lagen die Überbleibsel der stark verkohlten, heiligen Bücher und Thorarollen, und dabei stand ein Bediensteter der Gemeinde. Da lag unter den übrigen Rudera der Religions- und Erbauungsschriften die eine Hälfte einer kleinen, etwa 30 Ctm. hohen Sefer-Thora (Thorarolle). Die Ez-Chaïm (Halter) oben und unten waren gänzlich verkohlt, die Pergamentrolle aber war zu einem Klumpen, hart wie Stein, zusammengeschmolzen. Am unteren Rande ließ sich ein Stückchen Pergament nach außen kehren, darauf standen die beiden Worte geschrieben: „ja'amôd chai.“ Mit der größten Bereitwilligkeit überließ mir der Hüter diese Rolle. „Es wird ja doch Alles begraben,“ meinte er. Auf die beiden unteren Worte deutend, verabschiedete ich mich von dem Manne Ja'amôd chai! Möge

das Alles zu neuem, blühendem und glücklichem Leben wieder erstehen! Ich hüllte meine kostbare Aquisition in ein nagelneues, eben erst zu mir gestrecktes weißes Taschentuch und eilte damit spornstreichs, ohne Aufenthalt und ohne Umsehen nach meinem Logis zurück, wo ich diese Reliquie in den Reisekoffer einschloss. Ganz so eingeschlagen befindet sich die Rolle noch heute bei mir in einer besonderen Schrankecke. Sie hat begraben werden sollen; allein Eile hat das ja nicht! Wenn sie mich einstens hinaustragen, um mich an dem bekannten kühlen Orte zu betten, werde ich zuvor Ordre geben, dass man die Sefer-Thora gleichzeitig mitbegrabe.

Gegen elf Uhr erfolgte meine Abreise, welche mir noch zwei hübsche Momente ins Gedächtnis ruft. Lieber Leser! Ist es dir schon einmal begegnet, dass ein Droschkenkutscher, den du von der Straße herbeigewinkt, der dich gefahren und am Ende der Tour die Bezahlung abgelehnt hätte? Das ist mir hier in Minsk begegnet. Um einen Droschkenkutscher braucht man in den russischen Städten nicht besorgt zu sein. Wohin man blickt, ein Droschkenkutscher, besonders in der Nähe größerer Hotels. Ich und meine Reiseeffekten waren bereits vor der Türe, als man erst einen vorüberfahrenden Droschkenkutscher herbeirief. In einem Nu hatte er umgeschwenkt und hielt vor dem Portale des Hôtels. Es war der Typus eines echten russischen Droschkenkutschers. Stumpfe Nase, langer, breiter Bart, auf dem Kopfe den eigentümlichen schwarzen, niedrigen Hut mit kleinem Rande, nach oben breit auslaufend; angetan mit einem Rock aus hellblauem, groben Tuch ohne Knöpfe, auf der Brust zugehakt und um die Taille, oberhalb der kurzen, faltigen Schöße, einen schaalartigen Gürtel zweimal um den Leib geschlungen, die ungemein weiten Hosen zusammengeschnürt in niedrige Stiefeln steckend: — so sah er aus, wie alle seine Kollegen auszusehen pflegen. Einen Augenblick, ich war expediert und fort gings die weite Strecke nach dem Bahnhofe im schärfsten Trabe. Dort angelangt, wollte der Mann anfangs durchaus keine Bezahlung nehmen. „Ich weiß, warum ihr hier gewesen, ich weiß auch, was ihr schon an uns russischen Jehu-

dim getan habt; es ist mir eine Kowed (Ehre) und eine Mizwe (verdienstliche Handlung) euch zu fahren.“ Erst auf vieles Bitten nahm er seine 30 Kopeken. Als er mir zum Abschiede die Hand drückte, sprach er: „Al thie birchas hedjod kallo beênecho.“ (Talmudischer Spruch: „Möge dir der Segen eines ordinären Menschen nicht geringfügig erscheinen.“) „Gott gebe euch Massel und Brocho“ (Glück und Segen); darauf sprach er den Priestersegen und rief zum Schluss: „Grüßt die deutschen Brüder vom russischen Droschkenkutscher!“ — und fort ging's wieder der Stadt zu.

Des Morgens hatten bei mir drei der angesehensten Männer, die Herren Simche Ettinger, Aron Bär Braude und Bär Bampi sich eingefunden, um im Namen der Stadt zu danken. Dieselben waren auch mit noch einigen anderen, darunter der Rabbiner Channeles, zum Bahnhofe gekommen, um Abschied zu nehmen. Vorzugsweise hat sich mir die imponierende Gestalt des Bär Bampi mit ihrem ruhigen und gemessenen, nur Milde und Friedsamkeit atmenden Wesen auf's Tiefste eingepägt. Es dauerte noch eine kleine Weile bis zum Abgange des Zuges; sie hatten sich allesamt mit den besten Segenswünschen bereits verabschiedet, um zur Stadt zurückzukehren, nur der Letztgenannte war geblieben. Er wollte sich nicht nehmen lassen, mir in althergebrachter Weise „Birchas-Kohanim“ (den Priestersegen) mit auf die Reise zu geben. Als sich nun der Zug in Bewegung zu setzen begann, da sah ich den stattlichen Mann mit seinem schweren und bedächtigen Gange dem Zuge nachschreiten und dreimal sprechen: „Jeworechcho etc.“ „Der Herr segne dich und behüte dich; der Herr lasse dir sein Angesicht zu leuchten und sei dir gnädig; der Herr wende dir sein Angesicht zu und schenke dir seinen Frieden.“ Darauf winkte er noch einen Abschiedsgruß und ging zurück. Und fort brauste der Zug von Station zu Station, bis er gegen sieben Uhr abends in Wilna anlangte, woselbst ich verabredetermaßen über Nacht bleiben wollte, um andern Tages in der Frühe mit dem Kurierzuge mittelst einer andauernden und anschließenden Fahrt von zwölf Stunden abends wieder in Memel einzutreffen.

In Wilna wurde ich von meinem Kollegen, Dr. A. Gordon, sowie von meinem Gastgeber, Herrn E. Kossowsky, bereits erwartet. Der Letztgenannte übergab mir eine Depesche, welche im Laufe des Tages unter seiner Adresse für mich eingetroffen war. Für den gewöhnlichen Mann ohne Telegraphenverkehr ist eine Depesche ein Ereignis, hinter dessen Verschluss seltener ein indifferenter Inhalt, sondern meist Freud oder Leid, wenigstens eine Angelegenheit von besonderer Wichtigkeit sich verbürgt; besonders wenn sie unter solch ungewöhnlichen Umständen anlangt. Zitternd und zögernd öffnete ich — es war eine freudige mit meiner Reise in innigster Beziehung stehende Nachricht. Meine Kollegen vom ständigen Hilfskomitee in Memel telegraphierten: In Köln sei das Komitee zu Stande gekommen, Dr. Plato verlange telegraphisch Schriftstücke mit genauerer Nachricht von den Brandstätten. Das Komitee in Köln unter Vorsitz des Oberbürgermeister Dr. Becker war längst geplant und zwar nicht nur zu Gunsten der Verfolgten Südrusslands, sondern auch der Brandbeschädigten Westrusslands. Bezüglich dieser Angelegenheit stand ich schon früher mit meinem Freunde, Rabbiner und Seminardirektor Dr. Plato, in lebhaftem Briefwechsel. Jetzt hatte ich die hohe und frohe Genugtuung, dass auch dieses Komitee ins Leben getreten, ein materieller und noch viel höherer moralischer Gewinn für die unglücklichen russischen Glaubensgenossen. Meinem Freunde, Dr. Plato, gab ich sofort von Wilna aus telegrafische Antwort — und nahm mir vor, mit den beiden Männern Dr. Becker und Dr. Plato, welche mir diese Freude bereitet, den Priestersegen, den ich bei meiner Abreise von Minsk empfangen, redlich zu teilen. Ich habe beiden ihren Anteil an dem dreifachen Segen des würdigen Minsker Mannes gutgeschrieben. Was nun aber meinen Anteil betrifft, so will ich den nicht für mich allein behalten, sondern hieran meinen lieben Freund, den Bezirksrabbiner Dr. Adolf Salvendi in Dürkheim a. d. Hardt, der sich um die Unterstützung der Brandverunglückten mit so großem Erfolge bemüht hat, partizipieren lassen. Nun sind aber bis jetzt im Ganzen zu Gunsten der Brandbeschädigten 573 Sendungen von Komites,

Vereinen, Sammelstellen und Privatpersonen eingelaufen. Diese involvieren viele Tausende von Spendern — sollen diese denn ganz leer ausgehen? Werden diese nicht mit dem Esau der Bibel rufen: „Hast du nicht noch einen Segen aufbewahrt? Segne uns doch auch.“ Ja, ich habe noch einen Segen — den Segen des Droschkenkutschers. Ich halte den Segen dieses einfachen Mannes für so wirksam, so ausgiebig, so universalkräftig, dass er für Alle zureichend ist. — Am Mittwochabend langte ich wieder wohlbehalten bei den Meinigen an.

Wir sind am Ende der Wanderung und Darstellung angelangt. Ich wüsste nicht, was ich noch hinzuzufügen hätte. Soll ich sagen, dass die deutschen Juden ihre russischen Glaubensbrüder gar nicht kennen, ja meist verkennen, wie das aus jedem dies betreffenden, gesprochenen und geschriebenen Worte, oft in recht abstoßender Weise hervorgeht? — Soll ich ausführen, wie das ungeheure, russische Reich keine bessere, fleißigere, nutzbarere, sittlichere, mäßigere und patriotischere Bürger besitzt, — dass den Juden in Russland ungeheures und unverzeihliches Unrecht geschieht, — dass alle Regeneration des russischen Staats und Volks lediglich von den Juden zu erwarten steht? — Soll ich, was die Verfolgungen der Juden betrifft, darzulegen suchen, dass hier in Russland wie überall, jetzt und zu allen Zeiten, die Verfolgten tausendmal besser waren wie ihre Verfolger? — Das habe ich durchaus nicht notwendig, weil im Gesamtverlaufe dieser Schrift nichts anders gesagt ist, gesagt sein sollte und gesagt sein konnte.

Nun wird man mir freilich entgegenhalten: Alles pure Schönmalerei. Die Schrift hat mit Absicht stets nur die guten Seiten hervorgehoben, die schlechten aber verschwiegen. Das ist möglich! Allein man soll und muss mir glauben: mit Absicht ist es nicht geschehen. Ich hatte für das Schlechte und Nachteilige gar keinen Blick. Das Auge stets auf das Ganze, auf die Gesamtheit gerichtet, habe ich das Schlechte und Nachteilige, welches doch nur in einzelnen, sporadischen Zügen einer geringen Minorität zu Tage tritt, übersehen müssen, habe

ich auch den allgemeinen Schattenseiten, welche vor den vielen und intensiven Lichtseiten verschwinden, keine Beachtung und Betrachtung schenken können.

Man wird mir vielleicht auch entgegenhalten: Mein Ideal ist der russische Jude nicht, selbst im Lichte der vorhergehenden Darstellung angeschaut nicht. Wohl möglich! Du denkst dir dein Volksideal in anderer Weise. — Allein gibts denn nur ein einziges solches Ideal, nur eine einzige Volksseele? Die Menschheit kann nur in einer unbegrenzten Anzahl von Volksindividuen, von welchen ein jedes sein eigentümliches Seelenwesen, seine divergierende Charakterbestimmtheit besitzt, zur Darstellung gelangen. Eins ist so gut, so berechtigt, so schön und so erhaben wie das andere. Vom Standpunkt der allgemeinen Menschheit und Menschlichkeit angeschaut zeigen diese Volksindividuen auch eine graduelle Verschiedenheit. Denke dir einen fleißigen, geweckten, betrieb- und sparsamen, einen frommen, sittsamen, mildherzigen, nüchternen und mäßigen Menschen. Nun denke dir einen Anderen neben ihm — wen? dass ist gleichgültig — der träge, indolent, verschwenderisch, der unwissend, roh, barbarisch, unmäßig, ausschweifend und unzuverlässig ist — welcher von beiden gefällt dir besser? Nimm dich in Acht, dass du bei diesem Vergleich nicht selbst getroffen, bestenfalls nicht hier und da leise gestreift wirst.

Man kennt den russischen Juden nicht, man kennt den Juden überhaupt nicht; der Jude kennt sich selber nicht. Nur ein Einziger hat ihn gekannt und verstanden. Weder hat Jemand vor ihm noch nach ihm den „Gottesknecht“, den „Schmerzensmann“ in seiner Bedeutung an sich und für die Menschheit so wahr und klar erkannt und dargestellt, als jener vom Gottesgeist durchglühte Prophet, welcher vor länger als 2600 Jahren das Trostbuch Jesaj. Kap. 40 bis 66 schrieb. In der Betrachtung sich immer mehr vertiefend, in der Darstellung sich immer höher aufschwingend, entwickelt er vor uns auf dem Goldgrunde lebendigsten Gottesbewusstseins das dialektische Gebäude des höchsten und herrlichsten Ideals, welches ein Menschenherz je empfunden, ein Menschenhaupt je erdacht hat. Gerade im

Das Pferd

Annelie Weinberger
Gitarrenversion:
Heinz-Gerhard Greve 2025

Musical notation for measures 1-4. The piece is in G major (one sharp) and 2/4 time. The notation is for guitar, with an 8va marking below the first measure. The melody consists of eighth notes and quarter notes, while the bass line features chords and single notes.

Musical notation for measures 5-8. The notation continues from the previous system. A "Fine" marking is placed above the final measure of this system.

Musical notation for measures 9-12. The notation continues from the previous system.

Musical notation for measures 13-16. The notation continues from the previous system. A "D.C. al Fine" marking is placed above the final measure of this system.

Vögele der Maggid (eBook)

Eine Geschichte aus dem Leben einer kleinen jüdischen Gemeinde
von Aaron David Bernstein, 1864
+ Vögele der Maggid für klassische Gitarre

Mendel Gibbor (eBook)

von Aaron David Bernstein, 1865
+ Mendel Gibbor für klassische Gitarre

Die vierte Galerie (eBook)

Ein Wiener Roman
von Oskar Rosenfeld, 1910
+ Die vierte Galerie für klassische Gitarre

Tage und Nächte (eBook)

Novellen
von Oskar Rosenfeld, 1920
+ Tage und Nächte für klassische Gitarre

Mendl Ruhig (eBook)

Eine Erzählung aus dem mährischen Ghettoleben
von Oskar Rosenfeld
+ Mendl Ruhig für klassische Gitarre

Vom Cheder zur Werkstätte (eBook)

Eine Erzählung aus dem Leben der Juden in Galizien von F. v. St. G.
Moritz Friedländer, Wien 1885
+ Vom Cheder zur Werkstätte für klassische Gitarre

Gedichte (eBook)

von Ludwig Franz Meyer
+ Ein Gedicht für klassische Gitarre

Polnische Juden (eBook)

Geschichten und Bilder von Leo Herzberg-Fränkell,
1888, dritte vermehrte Auflage
+ Aus der vergangenen Zeit für klassische Gitarre

Eduard Kulke, Ausgewählte Werke (eBook)

+ Musiknoten für das Stück Voskobari 167 für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Frankfurt a. M. (1150-1824) von I. Kracauer, 1. Band (eBook)

+ Noten „Voskobari 139“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Frankfurt a. M. (1150-1824) von I. Kracauer, 2. Band (eBook)

+ Noten „Voskobari 140“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Nürnberg und Fürth von Hugo Barbeck, 1878 (eBook)

+ Noten „Voskobari 146“ für klassische Gitarre

Für unsere Jugend. Ein Unterhaltungsbuch für israelitische Knaben und Mädchen.

Herausgegeben von E. Gut (eBook)

+ Noten „Voskobari 143“ für klassische Gitarre

Songs from the Ghetto By Morris Rosenfeld (eBook)

„Mein Judentum“ (eBook)

Die hauptsächlichsten unterscheidenden Merkmale des Judentums und des Christentums. Für jung und alt dargestellt von Isaac Herzberg

+ Noten „Voskobari 145“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Berlin von Ludwig Geiger, 1871 (eBook)

+ Noten „Voskobari 148“ für klassische Gitarre

Die Juden in Trier von Fritz Haubrich (eBook)

+ Noten „Voskobari 149“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Magdeburg von Dr. Moritz Spanier (eBook)

+ Noten „Voskobari 150“ für klassische Gitarre

Bilder aus der Vergangenheit der jüdischen Gemeinde Mainz von Dr. Siegmund Salfeld (eBook)

+ Noten „Voskobari 160“ für klassische Gitarre

11 Bücher von Ida Oppenheim (28.8.1864 – 19.10.1935) (eBook)

+ Noten „Voskobari 151“ für klassische Gitarre

8 Bücher von Isaak Herzberg (18.6.1857 – 6.11.1936) (eBook)

+ Noten „Voskobari 152“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Olmütz von Prof. Dr. Berthold Oppenheim (eBook)

+ Noten „Voskobari 153“ für klassische Gitarre

Märchen von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 142“ für klassische Gitarre

Novellen von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 154“ für klassische Gitarre

Jüdisches Kind aus dem Osten von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 136“ für klassische Gitarre

Wölfleins Liebe, Roman aus dem Kinderleben, von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 157“ für klassische Gitarre

Weitere Texte von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 158“ für klassische Gitarre

Sünde wider den Geist von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 148“ für klassische Gitarre

Bilder aus dem Leben jüdischer Sträflinge, von Abraham Guttman (eBook)

+ Noten „Voskobari 141“ für klassische Gitarre

Dorfjuden. Ernstes und Heiteres von Ostischen Leuten + Ostdeutsches Judentum.

Tradition einer Familie, von Heinrich Kurtzig (eBook)

+ Noten „Voskobari 159“ für klassische Gitarre

Das Mädchen von Tanger. Einer wahren Begebenheit nacherzählt, von Dr. W. Herzberg (eBook)

+ Noten „Voskobari 155“ für klassische Gitarre

Wenn das Glück will. Eine Erzählung aus dem Orient von S. D. Weiskopf (eBook)

+ Noten „Voskobari 137“ für klassische Gitarre

Zwei Generationen. Erzählungen + Vom östlichen Judentum. Religiöses, Literarisches, Politisches, von M. J. Bin Gorion (eBook)

+ Noten „Voskobari 164“ für klassische Gitarre

Kinder des Ghetto Band I/II + Tragödien des Ghetto, von Israel Zangwill (eBook)

+ Noten „Voskobari 272“ für klassische Gitarre

Geschichte der badischen Juden seit der Regierung Karl Friedrichs (1738-1909)

+ Juden Freiburg i. B., von Adolf Lewin (eBook)

+ Noten „Voskobari 279“ für klassische Gitarre

Die Judenmassacres in Kischinew von Berthold Feiwel (eBook)

+ Noten „Voskobari 277“ für klassische Gitarre

Clara Michelson (1881-1942), Zwei Werke in Jiddisch und Deutsch (eBook)

Jüdisches Kind aus dem Osten / (Di Yidishe Neshome) די יידישע נשמה

Der Baum und der Vogel / דער בוים און דער פֿויגל

+ Noten „Voskobari 136“ und „The Song Of The Bird“ für klassische Gitarre

„Der Baum und der Vogel“ von Clara Michelson (1881-1942) auf Deutsch, Englisch, Französisch, Hebräisch, Jiddisch und Russisch (eBook)

+ Noten „The Song Of The Bird“ für klassische Gitarre

Clara Michelson (1881-1942), ENFANT JUIF DE L'EST (Jüdisches Kind aus dem Osten), L'ARBRE ET L'OISEAU (Der Baum und der Vogel) (eBook)

+ Sheet music The Song Of The Bird for classical guitar

Liebesgeschichten aus vielen Ländern von Meir Aron Goldschmidt (eBook)

+ Musiknoten für das Stück „Voskobari 161“ für klassische Gitarre

Altneue Menschen, Ein Judenroman von Karl Teller (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 164“ für klassische Gitarre

Ver Sacrum, Roman einsamer Mädchen von Karl Teller (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 419“ für klassische Gitarre

Eva, Roman von Karl Teller (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 276“ für klassische Gitarre

Kindertage, Erinnerungen aus einem jüdischen Lehrerhaus von Samuel Blach (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 138“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 1. + 2. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 282“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 3. + 4. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 291“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 5. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 286“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 6. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 301“ für klassische Gitarre

Fünf Wochen in Brody unter jüdisch-russischen Emigranten. Ein Beitrag zur Geschichte der russischen Judenverfolgung von M. Friedländer (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 300“ für klassische Gitarre

Die russischen Judenverfolgungen. Fünfzehn Briefe aus Süd-Russland (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 275“ für klassische Gitarre

Die Judenstadt von Lublin von Majer Balaban (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 292“ für klassische Gitarre

Ostjüdische Legenden von Jonas Kreppel (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 298“ für klassische Gitarre

Der Rabbi von Liegnitz von Ascher Sammter (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 417“ für klassische Gitarre

Sieben Bücher von Arthur Silbergleit (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 389“ für klassische Gitarre

Sieben Bücher von Else Croner (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 412“ für klassische Gitarre

Von polnischen Juden (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 392“ für klassische Gitarre

Moses Pipenbrinks Abenteuer. Die seltsamen Erlebnisse eines kleinen jüdischen Jungen von C. Z. Klötzel (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 422“ für klassische Gitarre

Deutscher Kinderfreund für Israeliten (Seiten 1-104) von Dr. S. Werxheimer (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 414“ für klassische Gitarre

Fünf Bücher von Jizchok-Leib-Perez (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 401“ für klassische Gitarre

Sammlung preisgekrönter Märchen (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 424“ für klassische Gitarre

Träumer des Ghetto, Band I/II, von Israel Zangwill (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 283“ für klassische Gitarre

Die Familie y Aguillar, Erzählung von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 426“ für klassische Gitarre

Jüdische Sagen und Legenden für jung und alt, gesammelt und wiedererzählt von Dr. Bernhard Kuttner, 1. – 6. Bändchen (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 396“ für klassische Gitarre

Am Bahnhof und andere Novellen von Dowid Bergelson (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 411“ für klassische Gitarre

Jossele, Aus dem polnisch-jüdischen Jargon nach einer Erzählung von Jakob Dieneson frei bearbeitet, von Albert Katz (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 647“ für klassische Gitarre

Sippurim, Sammlung jüdischer Volkssagen, Erzählungen, Mythen, Chroniken, Denkwürdigkeiten und Biographien berühmter Juden, 1. – 8. Bändchen (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 651“ für klassische Gitarre

Gedichte von Anna Joachimsthal-Schwabe (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 650“ für klassische Gitarre

Das Baby-Liederbuch von Tom Freud (eBook)

Der Schlafgott, Aus der Märchensammlung von Hans Christian Andersen, illustriert von Suska (Anny Engelmann) (eBook)

+ Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (2023)

Von Kindern und Tieren, Bilder von Suska (Anny Engelmann), Ohne Text, dafür passende Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (2023) (eBook)

Der Kinder Bunte Welt in Garten, Haus und Feld, Verse von verschiedenen Dichtern, Mit Bildern von Anny Engelmann, 1928, Neu bearbeitet von Heinz-Gerhard Greve (2023)

+ Noten für das Stück „Old And New“ für klassische Gitarre (eBook)

6 Bücher illustriert von Suska (Anny Engelmann) inkl. Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (eBook)

Das ist meine Welt!, an illustration by Anny Engelmann (1897-1942)

+ Voskobari 861, composed 2025 for classical guitar (eBook)

Ein Tag im Haushalt illustriert von Anny Engelmann (1897-1942)

+ Noten für das Stück Voskobari 666 für klassische Gitarre (eBook)

Wittewoll schlafen, Gedicht von Paula Dehmel, Komponist: M. Georg Winter (eBook)

3 Bücher illustriert von Hilde Koch (eBook)

Zwei Werke von Rahel Meyer (1806-1874): Rachel, Eine biographische Novelle von der Verfasserin der "Zwei Schwestern", 1859 / Zwei Schwestern, Ein Roman, 1853

+ Noten für das Stück Voskobari 663 für klassische Gitarre (eBook)

Zwei Romane von Rahel Meyer (1806-1874): Wider die Natur, 1863 / In Banden frei, 1865

+ Noten für das Stück Voskobari 632 für klassische Gitarre (eBook)

Spatz macht sich, von Meta Samson, Illustrationen von Lilly Szkolny, 1938

+ Noten für das Stück "Voskobari 654" für klassische Gitarre (eBook)

4 Bücher von Emma Bonn (1879-1942), Abkehr / Das blinde Geschlecht / Kind im Spiegel / Sonne im Westen

inkl. Noten für klassische Gitarre, Heinz-Gerhard Greve (2025) (eBook)

Das Tränentuch / Der tote Herr Sörensen, von Emma Bonn (1879-1942)

+ Noten für das Stück Voskobari 640 für klassische Gitarre (eBook)

Die Verirrten, von Emma Bonn (1879-1942)

+ Noten für das Stück Voskobari 644 für klassische Gitarre (eBook)

Die Mündung, von Emma Bonn (1879-1942)

+ Noten für das Stück Voskobari 656 für klassische Gitarre (eBook)

Feiertagsmärchen, von Frieda Mehler (1871-1943) (eBook)

Wir, von Frieda Mehler (1871-1943)

+ Noten für das Stück Voskobari 733 für klassische Gitarre (eBook)

Von Wege, von Frieda Mehler (1871-1943)

+ Noten für das Stück Voskobari 738 für klassische Gitarre (eBook)

Mirjams Wundergarten, von Setta-Cohn Richter (1891-1943)

+ Noten für das Stück Voskobari 715 für klassische Gitarre (eBook)

In der Dämmerstunde, von Jenny Bergmann (1895-1944)

+ Noten für das Stück Voskobari 749 für klassische Gitarre (eBook)

Kriegsbriefe deutscher und österreichischer Juden, herausgegeben von Dr. Eugen Tannenbaum

+ Noten für das Stück Voskobari 736 für klassische Gitarre (eBook)

Sheet music of Musikverlag Ulrich Greve:

14 Songs By Mordechai Gebirtig, arranged for classical guitar, 3 rd edition	eBook Paper book	UG 1038 UG 1039
14 Songs By Mark Warshawsky, arranged for classical guitar	eBook Paper book	UG 1253 UG 1254
14 Yiddish Love Songs, arranged for classical guitar	eBook Paper book	UG 1255 UG 1256
14 Yiddish Songs, arranged for classical guitar	eBook Paper book	UG 1258 UG 1259
12 Yiddish Cradle Songs, arranged for classical guitar	eBook Paper book	UG 1260 UG 1261
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, 2 nd Edition, 18 Pieces*	eBook Paper book	UG 1026 UG 1027
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Second Book, 2 nd Edition, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1028 UG 1029
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Third Book, 2 nd Edition, 12 Pieces*	eBook Paper book	UG 1030 UG 1031
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Fourth Book, 2 nd Edition, 12 Pieces*	eBook Paper book	UG 1032 UG 1033
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Fifth Book, 2 nd Edition, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1034 UG 1035
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Sixth Book, 2 nd Edition, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1036 UG 1037
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Seventh Book, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1040 UG 1041
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Eighth Book, 11 Pieces*	eBook Paper book	UG 1042 UG 1043
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Ninth Book, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1044 UG 1045
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Tenth Book, 12 Pieces*	eBook Paper book	UG 1055 UG 1056
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Eleventh Book, 26 Pieces*	eBook Paper book	UG 1110 UG 1111

An Old Man / ἀνδρεῖος, 2 pieces for 10-string classical guitar*	eBook	UG 1095
Music for 10-string Classical Guitar inspired by a Retirement Home 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1146 UG 1147
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Women 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1154 UG 1155
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Clouds 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1171 UG 1172
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Ways 20 Pieces*	eBook Paper book	UG 1176 UG 1177
Music for 10-string Classical Guitar inspired by the Curves of Guitars 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1181 UG 1182
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Moments 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1197 UG 1198
Music for 10-string Classical Guitar inspired by the end of the 10-string guitar 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1203 UG 1204
Old Man Suite (ἀνδρεῖος / An Old Man / Mr Hiller's Hill) dedicated to Andreas Hiller*	eBook Paper book	UG 1158 UG 1159
YEPES Suite for Andreas Hiller*	eBook Paper book	UG 1205 UG 1206
Beautiful Music For 6-string Classical Guitar, 2 nd edition, 14 Pieces*	eBook Paper book	UG 1024 UG 1025
Beautiful Music For 6-string Classical Guitar, Second Book, 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1092 UG 1093
Classical Guitar Music inspired by a Retirement Home 36 Pieces*	eBook Paper book	UG 1142 UG 1143
Classical Guitar Music inspired by Clouds 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1160 UG 1161
Classical Guitar Music In A House 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1211 UG 1212
Classical Guitar Music In An Unknown Chamber 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1225 UG 1226
Interludes 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1240 UG 1241
Original Pieces For 10-string Guitar, Compilation of books „Beautiful Music For 10-string Classical Guitar“ 1 to 9 + 5 extra pieces + New compositions for 6-string classical guitar + 14 Songs By Mordechai Gebirtig, arranged for classical guitar + One new composition for Renaissance and one for Baroque lute	eBook Paper book	UG 1053 UG 1054

New Original Music For 11-string Alto Guitar, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1049 UG 1050
New Original Music For 11-string Alto Guitar, Second Book, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1062 UG 1063
New Original Music For 11-string Alto Guitar, Third Book, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1089 UG 1090
New Original Music For 13-string Classical Guitar, First Book (baroque tuning in D minor), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1058 UG 1059
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Second Book (baroque tuning in D minor), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1060 UG 1061
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Third Book (regular e tuning), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1064 UG 1065
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Fourth Book (regular e tuning), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1067 UG 1068
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Fifth Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1069 UG 1070
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Sixth Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1076 UG 1077
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Seventh Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1112 UG 1113
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Eighth Book (e tuning), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1114 UG 1115
Barock Mood, Original Music For 13-string Classical Guitar (baroque tuning in d minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1187 UG 1188
Awesome music for 13-string guitar (D minor tuning), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1216 UG 1217
New Beautiful Duets For 6- and 10-string Classical Guitar, First + Second Book 20 Pieces*	eBook Paper book	UG 1079 UG 1080
New Beautiful Duets For 6-string Classical and 11-string Alto Guitar, 10 Pieces*	eBook Paper book	UG 1083 UG 1084

Noten und Bücher zum kostenlosen Download hier:
<https://ulrich-greve.eu/free/others.html>

* Composer: *Heinz-Gerhard Greve*